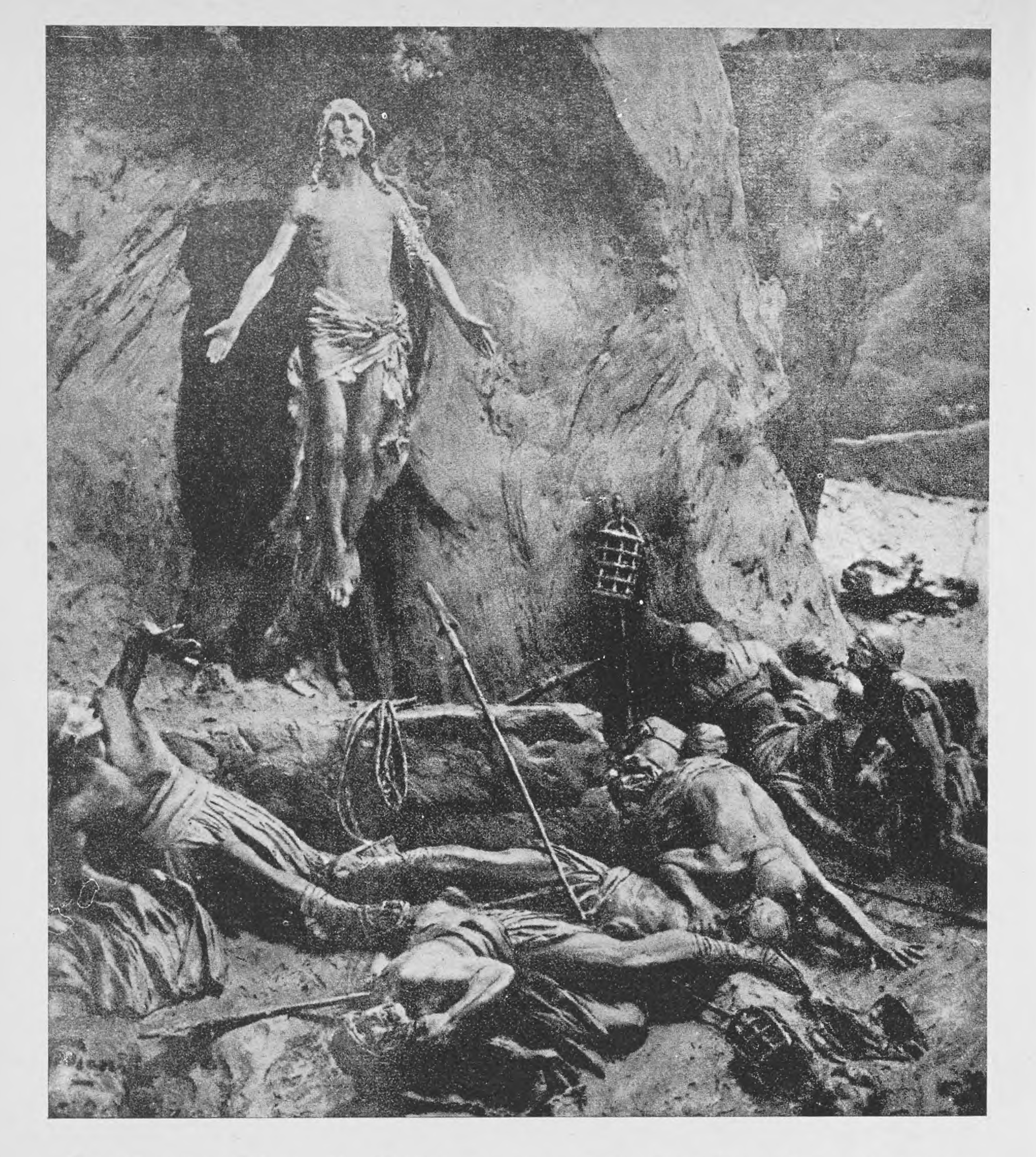


April 1958

DER MARIENBOTE



„Christus begeht in der Kirche nur e i n e Auferstehungsfeier mit uns. Sie ist dieselbe seit über 1900 Jahren. Jeden Sonntag, ja jede heilige Messe ist nicht nur die immer neue Gegenwärtigung des Einen Kreuzesopfers Jesu, sie ist nicht minder die Gegenwart Seiner Auferstehung, verborgen und doch dem Glauben sichtbar. Jede Messe, jeder Friedensgruss nach der Wandlung ist ein Wiedersehn mit dem Gekreuzigten und dem Auferstandenen. Unser Christenglaube ist wesentlich Auferstehungsglaube, ein einziger Jubel zur Verherrlichung Gottes, der ewiges Leben ist. Das Kreuz steht dahinter.

J. P. Michael

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie Mit kirchlicher Genehmigung herausgegeben von den Oblaten Patres zu Battleford. Preis: $2.00 jährlich. Adresse: The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada.

A monthly magazine for the Catholic family. Published with ecclesiastical approval by the Oblate Fathers at The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail. Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

26. Jahrgang | April 1958, Battleford, Sask. | No. 7

Oster-Hymnus

Christus ist erstanden! Jubelt ihr Menschen an den Ufern der Vergänglichkeit. Euch ist bereitet der Königsweg zu Seinen Ufern. Freuet euch, die Erde trägt wieder ihr Festgewand.

Im Osterlicht sollen frohlocken die Völker und schöpfen aus den Quellen Seiner Kraft. Freuet euch, ihr Menschen, im Zeichen des Sieger-Königs. Eure gefalteten Hände reichen nun bis an den Thron der Gottheit.

Christus ist erstanden! Nun versinkt kein Weg eurer Pilgerschaft in Dunkelheit, denn darüber stehen die strahlenden Vesten des Glaubens. Nun sieht auch eure dunkelste Nacht Seinen Sonnenaufgang.

Nun trägt jede Zeit, die Er umwandelt, kostbare Frucht für Sein Reich. Wie ein „Sursum Corda" durchjubelt das „Oster-Alleluja" alle Jahrtausende. Nun öffnen sich weit die hellen Tore der Heimkehr.

Christus ist erstanden! Nun ist der Reife gesegnete Zeit. Nun blüht in Seinem milden Licht der Erdkreis, nun leuchtet Sein Antlitz über unseren Leiden und unserer Tat.

Nun ist bereitet allen Völkern Sein Königsmahl unter dem Siegel der Unsterblichkeit. Nun verkünden die Boten des Friedens Sein strahlendes Königstum im Weltenall.

Öffne alle deine Tore dem Friedensfürsten, du friedlose Welt. Dann nimmt hinweg Seine Seele das Dunkel der Zwietracht. Dann ist in Seinem Frieden geborgen jedes Geschlecht.

Christus ist erstanden! Kommt, ihr Menschen der überschatteten Welt, unter das Osterlicht, das euch blühen läßt zur Ewigkeit. Niemals endet die heilige Freude, die den Erdkreis durchjauchzt, und das jubelnde „Oster-Alleluja'. Amen!

Otto Schmidt-Genehr

"Ich bin bei dir"

Vom Schriftleiter

Frohe Ostern, gesegnete Ostern wünschen wir einander. Ostern des Frohseins in Christus, dessen erlösendes Segnen uns sicher ist, weil Er ja eben dieses Segnens wegen unter die Toten gegangen war und zurückgekommen ist in strahlender Auferstehung zum Leben, dessen Herr Er ist.

Frohe Ostern wünschen wir einander im Glauben und Hoffen, harrend „in Geduld" (Röm. 8:25) auf das Kommen des ewigen "Tages Christi" (Phil. 1:10), an dem uns gegeben werden wird, wonach wir „seufzen in unserem Innern in der Erwartung der Annahme an Kindes Statt" (Röm. 8:23). An Kindes Statt von Gott, der uns besitzen wird und in dem wir haben werden alle Herrlichkeit des Lebens „von Angesicht zu Angesicht" (1. Kor. 13:12).

Jener, der uns annehmen wird an Kindes Statt, ist Gott. Und „Gott ist die Liebe" (1. Joh. 4:8). Die Liebe aber ist alles. Sie ist alles — nicht nach unserem Begreifen, sondern nach den Unermeßlichkeiten Gottes. Alles so, wie es noch keines Menschen „Auge gesehen und kein Ohr es jemals vernommen" (1. Kor. 2:9).

Ostern ist kein Fest, das alle Jahre kommt und wieder geht. Ostern ist auch nicht der Anfang einer neuen Zeitperiode, einer „christlich gewordenen Erdenzeit", die mit der Auferstehung begonnen, und deren „Ende" heute bereits — seit Jahrhunderten übrigens schon — von vielen vorausgesagt wird. Das Mittelalter, die Reformationstage, die gegenwärtigen Jahre der Atom- und Raumphysik sind Zeitalter, die ein Kommen haben und ein Gehen.

Ostern gehört der Ewigkeit zu. Wir Menschen können es kaum fassen, und doch ist es so, daß mit dem Ostertage das Werden der „neuen Erde" begonnen hat, von der St. Johannes in der Offenbarung spricht (21:1). Einer Erde, die heute schon neu ist, weil der Gottmensch Jesus Christus sie durchwaltet: „Seht, Ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt" (Matth. 28:20).

Die Väter der altchristlichen Zeit bezeichneten den Ostertag der Auferstehung als den Morgen des achten Tages der von Gott erschaffenen Zeit. Des achten Tages, der den sieben Tagen der alten Weltordnung gefolgt ist und mit dem die Zeitlosigkeit der Himmel in die Zeit der Menschen sich gestellt hat. Nie mehr wird dieser achte Tag enden. Er hat ein Kommen, doch kein Gehen. Die alte Zeit der vorchristlichen Jahrtausende ist ein für allemal dahin. Sie endete mit dem letzten siebenten Tag, mit dem letzten Sabbath und Ruhetag, mit dem heiligsten Samstag, da Jesus im Grabe lag.

Nun ist Gottes Wollen erfüllt: Erschaffen ist die Erde und erlöst. Und „so ward Abend und so ward Morgen" (Gen. 1), und das Grab war leer, als die Frauen „zur frühen Morgenstunde des ersten Wochentages (des Sonntages), als eben die Sonne aufging", dorthin gekommen waren (Mark. 16:2).

Der Herr des Alls war nicht mehr unter den Toten. Er war auferstanden, und mit Seiner Auferstehung hat sich uns schon die Fülle des letzten Tages, des achten Tages, genaht: Der „Tag des Herrn" (Is. 13:6), der „Tag den Gott gemacht" (Ps. 117:24), der Tag des Wiederkommens Christi in Macht und Herrlichkeit, zu sammeln die Seinen und aufleuchten zu lassen das ewige Reich des Vaters.

„Auferstanden bin Ich und bin bei dir" ruft es uns aus der Ostermesse in den Worten des 138. Psalmes zu. Er is bei uns, der Herr Christus. Er ist unter den Seinen, unter den Mühseligen und Beladenen, die im Glauben an Ihn ehrlich bleiben bis zum Letzten und deswegen Sein Sterben an sich tragen müssen, ganz gleich wo sie sind, ob in Ketten hinter „Eisernem Vorhang" oder ob auf den immer noch freien Straßen der Welt der Satten.

"Wohl sind wir gerettet, doch wir stehen noch im Hoffen. Was wir (noch) nicht sehen, darauf hoffen wir und warten" (Röm. 8:23-25). Wir leben immer noch in dieser Welt, wo wir keines vergessen dürfen, weder das ganz bewußte Harren auf das Kommende noch das Wirken in der Gegenwart.

Die Gegenwart aber fordert von uns ein „Dienen in einem neuen Geist" (Röm. 7:6), im Geist des „achten Tages", wo es heißt: „Jesus Christus ist der Herr" (Phil. 2:11), nicht nur im Religiösen, sondern auch in allen privaten und öffentlichen Weltendingen. Ich aber bin meiner Seelensache und auch meine Bruders Wohlseins Hüter.

„Unsere Sorge der Mensch — unser Heil der Herr" lautet das große Leitwort des diesjährigen Deutschen Katholikentages in Berlin. Eine Botschaft der Kirche, in der alles enthalten ist, was wir eben sagten, das Harren auf die Fülle des Heiles vom Herrn, und das Christenwirken in der Gegenwart, auf den Herrn hin, der das Heil aller Menschen ist und aller — auch irdischen — Menschendinge.

„Unsere Sorge der Mensch" — auch Erdensorge ist hier gemeint. Ist ja doch die Sorge um das Wohlsein der Brüder, aller Mitmenschen, unser Wirken und Schaffen in dieser Sorge, das Maß unserer Liebe zu Gott, und somit auch das Maß der Ehrlichkeit unseres Harrens.

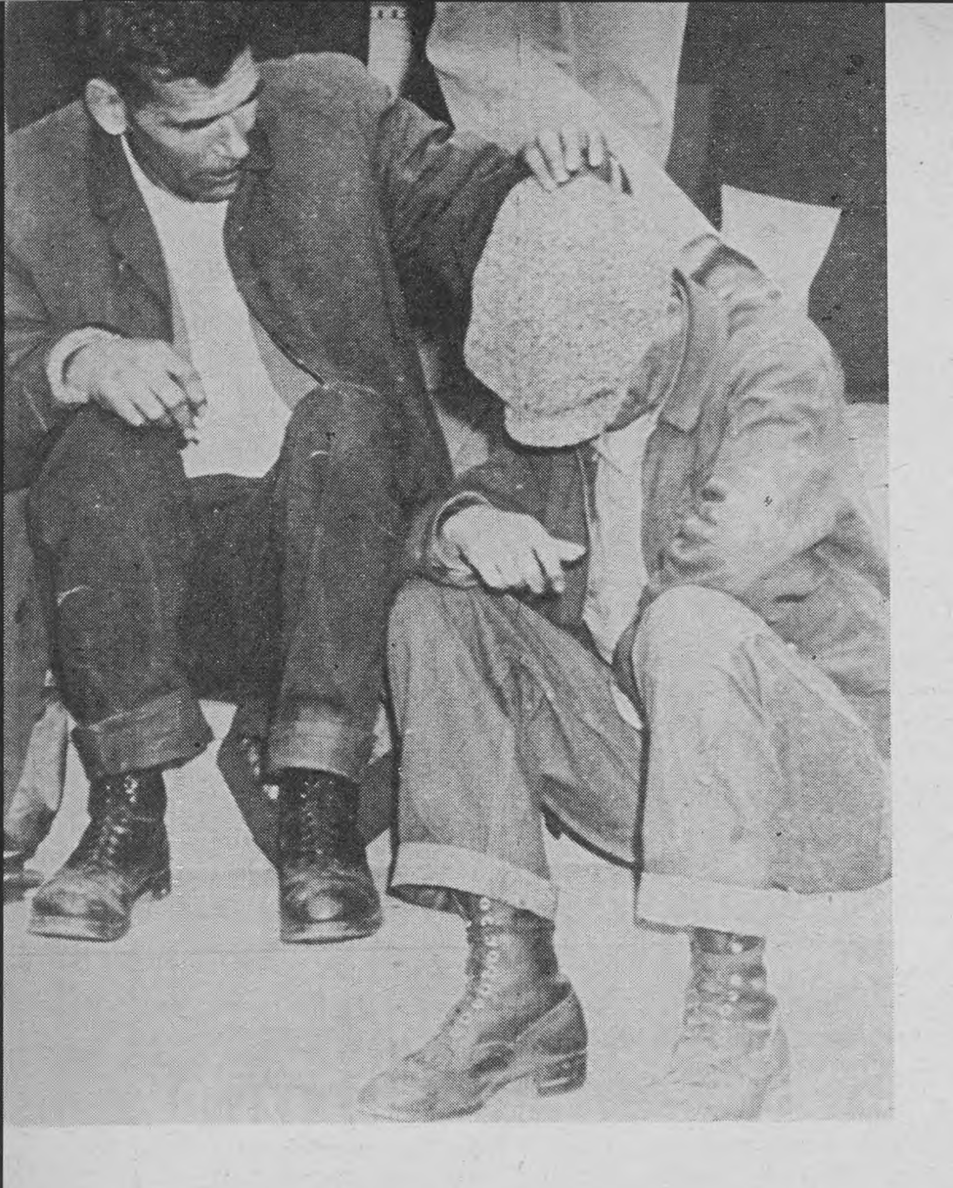
In seiner Lourdesenzyklika, deren vollen Text wir im Marienboten wiedergaben, sprach Papst Pius XII. über die brennendsten und drängendsten Fragen, denen heute ganz besonders all „unsere Sorge um den Menschen" gilt.

Es spricht der Papst von der Verwirklichung des christlichen Ehe- und Familienlebens, erschwert so vielen durch unerträgliche Wohnungsverhältnisse und durch den rein irdisch gesinnten Zeitgeist, vor dem wir uns und unsere Kinder kaum noch verbergen können. Es spricht der Papst vom christlichen Arbeiten und vom christlichen Feiern — besonders des Sonntags! — in der modernen Welt der Industrie mit ihren Spannungen zwischen den Interessen der Wirtschaft und den Arbeitern. Vom christlichen Beitrag zur Völkerverständigung. Von der Einheit zwischen katholischen und nichtkatholischen Christen, auch zwischen den Gläubigen und denen, die auf der Suche sind.

Damit der Mensch frei werde und frei lebe in einer Welt des Friedens, der Gerechtigkeit und der offenen Wege hin zu Gott, wird diese Sorge von der Kirche genau so kreuzbereit getragen wie die Sorge um das Heil der Seelen. Die Kirche aber — sind wir!
Frohe Ostern, gesegnete Ostern wünschen wir einander. „Begleite unsere Wünsche", betet die Kirche in der hl. Ostermesse, „unsere Wünsche, die Deine zuvorkommende Gnade uns eingibt.

Gott gibt ein, der Mensch aber muß sich vom Ihm eingeben lassen. „Ich bin mit dir, um dich zu schützen" (Jer. 1:19) — wenn du ganz bist mit Mir!

Daß es so werde und bleibe, besonders unter uns hier, die wir neue Heimat im Ausland suchen; daß es so werde und so bleibe, damit weder wir selbst verlieren noch unsere Brüder verlieren lassen die uns von Gott angebotene Osterheimat des „achten Tages", ist unser Osterwünschen an unsere Leser und unser Osterbeten an Gott.



Als Dorothy Phillips an einem kalten Januartage des Jahres 1955 dem Zuge entstieg und den schneebedeckten Bahnsteig des C.N.R.-Bahnhofes Edmontons betrat, hatte sie einhundert Dollar in der Tasche und ein bis obenauf mit Hoffen und Zuversicht gefülltes Herz. Weiter nichts. Sie war nach Edmonton gekommen, um dort eine dritte canadische Gründung des „Madonna-Haus-Apostolates" zu eröffnen. Ein Edmontoner „Haus Mariens" (Marien Centre) für die Hungrigen und für die Armen, für die Alten und für die Obdachlosen, die im Elend abseits der reichen Geschäftsstraßen Edmontons hausen und in noch größerem Elend sterben.

Daß so ein „Haus Mariens" in der reichen Stadt Edmonton notwendig war, wollten viele gar nicht glauben. Trotz des so plötzlichen wirtschaftlichen Aufschwunges der Provinz Alberta blieb es leider Tatsache, daß das Millioneneinkommen der neuen Ölindustrie nicht für jedermanns Tasche ist. Der Durchschnittsbürger hielt es einfach nicht für möglich, was man da über Hunger und Not mitten in der fast reichsten Stadt Westcanadas erzählte. Und doch waren sie da, die vom Leben Geschlagenen. Sie schleppten ihre müden Füße durch dunkle Hinter-

Oase der Liebe

von Frank Dolphin in "Our Family"

Vielen Menschen sind sie nichts mehr als Lumpen, Arbeitsscheue, Gefängniskandidaten. Den Aposteln des „Hauses Mariens" in Edmonton sind sie Menschen, die Liebe brauchen, Hilfe und alle Wärme des erbarmungsvollen Erlöserherzens Christi, das auch ihnen zuschlägt, weil Christus auch sie zu Seinen Brüdern gemacht hat.

gassen, wo man nicht gesehen wird, wo man, von niemanden gestört, hineindösen kann in immer finsterer werdende Hoffnungslosigkeit. Hineindösen, denn das Herz ist nicht mehr dabei, hat kein Empfinden mehr, wenn man stirbt, von Minute zu Minute, ganz langsam, vor Hunger und Müdigkeit. Wenn niemand da ist, der in den Verlumpten noch Menschen sieht — in Liebe.

So ein „Haus Mariens" sollte überhaupt gar nicht notwendig sein, sagten manche, und ließen es dabei. Andere schüttelten die Köpfe: Wie konnte man nur so ein „Haus Mariens" gründen — mit nur einhundert Dollar? Lohnt es sich überhaupt, all diese Mühen für Lumpen, für Arbeitsscheue, Trinker und gefängnisreife Kerle auf sich zu nehmen?

Das „Haus Mariens" hat auf alle diese Fragen stille, christliche Antwort gegeben. Eine Antwort, durch die eine unerwartete Welle echter Christenliebe auf allen Edmontoner Straßen ins Rollen kam.

Wenige Bürger der Stadt Edmonton kannten Baronin Katharina de Hueck Doherty (Baronin von Hueck heiratete in den Vierziger Jahren den bekannten amerikanischen Zeitungsreporter Eddy Doherty, der nun ganz dem „Madonna-Haus-Apostolat hingegeben ist. Red.). Es war auf ihrer Durchreise vom Osten Canadas hinauf zum Yukon, wo Baronin von Hueck ein „Haus Mariens" in Whitehorse gründen wollte — seit 27 Jahren steht sie bereits im freigewählten Dienst der christlichen Nächstenliebe — als man sie zum ersten Male in Edmonton sah. Das war im Jahre 1954. Damals hörten die Edmontoner auch zum erstenmal etwas über die Apostelschule in Ontario der Baronin von Hueck, die sie gegründet hat und leitet. Sie schult dort christusliebende Männer und Frauen, die sich im Namen der Liebe Jesu und im Geist dieser Liebe ganz dem Kampf gegen Armut, Alkoholismus, Verstoßung der geistig, seelisch und material Geschlagenen hingeben wollen. Erzbischof Macdonald von Edmonton ließ nun Doherty Phillips, eine der Mitarbeiterinnen der Baronin von Hueck, in seine Stadt kommen.

Und so war der Anfang zum Edmontoner „Haus Mariens" gemacht.

Obwohl der Empfang der zarten Dorothy mit dem silberschimmernden Haar herzlich war, blieben ihr



Baronin Katharina von Hueck-Doherty. Aus apostolischer Liebe wagt sie alles.

Edmonton wollte nicht glauben, daß es so etwas in seinen Mauern gäbe. Und doch waren sie da, die Ärmsten der Armen, die ganz Heimatlosen. In dunklen Hintergassen lebten sie. Ihr Herz war gebrochen, da sie niemanden fanden, der den Menschen in ihnen sah.



die Taschen doch leer. Einhundert Dollar hatte sie, und dabei blieb es. Dieses Geld war ihr Anfangskapital, mit dem ein „Haus Mariens” gegründet werden sollte.

Die guten Schwestern vom Kostbaren Blut gaben ihr Zimmer und Essen. Vom Kloster des Kostbaren Blutes aus hatte Dorothy nun zwei Monate lang durch die Straßen Edmontons zu laufen, um Christi willen, um erst einmal ein Haus zu finden, das sich für die Neugründung eignen würde. Die Gebete der Schwestern vom Kostbaren Blut begleiteten sie. Dorothy Phillips hat zwei große Tugenden: Sie hat Ausdauer, und sie versteht es, Menschen für ihr Werk zu gewinnen. Sie hatte bald viele Freunde. Freunde, die sich bereit erklärten, ihr alle nur mögliche Hilfe zu geben, sobald das Haus nur einmal gefunden sei.



Eine der apostolischen Arbeiterinnen freut sich über eben geschenkte neue Wäsche. 15 000 Menschen in Not konnte das „Haus Mariens” bis heute bekleiden.

Dorothy erfuhr von einem alten Pfarrhaus, doch daraus wurde nichts. Andere Häuser wurden gefunden, doch auch da kam die Enttäuschung — ja, es folgten Schlag auf Schlag, die der zarten Dorothy das Herz hätten brechen können. Die Sache wollte einfach nicht ins Laufen kommen, nichts wollte gelingen. Da mußten St. Joseph und noch ein Heiliger helfen, dessen Name uns leider nicht bekannt ist. Und wirklich, am St. Patrickstag, zwei Tage vor St. Joseph, mitten während einer drängenden St. Josephs-Novene, wurde ein dreistöckiges Haus gefunden. Ein unbekannter Wohltäter sandte sofort das Geld zur ersten Anzahlung.

Nun mußte das uralte Haus umgebaut werden. Die Hungernden und die Verstoßenen sollten in ein freundliches Haus geladen werden. Ehe noch die ersten „Haus Mariens Apostel” Tess Fazackerly und Jim Murphy (heute Seminarist im St. Joseph-Seminar, Edmonton) zur Liebesarbeit antreten konnten, ging durch Edmonton das Gespräch: Man hat ein Haus, man muß umbauen. Freiwillige Arbeiter kamen. Die Wasserleitung wurde halb umsonst vollständig erneuert. Eine Edmontoner Firma sandte einen Ofen; das Haus wurde auf neues Fundament gestellt; die Zimmer des zweiten Stockwerkes wurden zur Kapelle umgebaut, die Kapelle „Maria vom Wege” geweiht.

500 Gäste stellten sich am Eröffnungstag ein. Kaum waren sie gegangen, kamen die ersten wirklichen Gäste: die Hungrigen. Zu zweien und dreien kamen sie erst, bald hatte das „Haus Mariens” 150 Gäste täglich. Der kleine Speiseraum, geplant für 23 Menschen, nahm sie alle auf. Leider ist das Haus zu klein, um den Ärmsten der Armen auch Obdach bieten zu können. Immer noch kommen die Müden und Beladenen zum Essen, um sich dann wieder zurückzuschleppen ins Dunkle leerer Eisenbahnwagons, unter die Brücken, in die alten Schuppen an den Ufern des Flusses, wo sie schlafen.

Die Küche selbst ist so klein, daß der Gulasch anfangs im Keller, in einem großen Bottich, gerührt werden mußte. Gulasch — Irländischer Gulasch — ist übrigens zum traditionellen Essen im „Haus Mariens” geworden. Doch muß gesagt werden, daß die Liebe Christi nach viel Gulasch-Abwechslung sucht. Da gibt es manchmal Hühner- und Entengulasch, an den Freitagen selbstverständlich echt katholischen Fischgulasch. Alles Gulaschnotwendige wird von Wohltätern geschenkt, die Armen essen ohne Bezahlung. Gar mancher der Gäste des „Hauses Mariens” war schon wieder einmal zurückgekommen — mit einer kleinen Gabe. Er hatte Arbeit gefunden und wollte nun seine Dankbarkeit zeigen.

Einmal gab es nach der Speisekarte des „Hauses Mariens” große Abwechslung: Delikate, fein zugeschnittene Brotschnittchen wurden geschickt, die man bei einem C.W.L. (Bund katholischer Frauen) Tee nicht mehr aufessen konnte. Ein Riese von einem Hungrigen beschaute sich diese Brötlein, stieß seinen kauenden Nachbarn an und sprach: „Hör mal, Raratius, überladest du deinen Magen nicht?” Das mußte ein Engländer gewesen sein, denn er begann seinen Satz mit den Worten: „I say, Horace”.

Bald kam der Winter, und mit ihm neue Sorgen der Christusliebe. Die Hungrigen hatten draußen, in bitterer Kälte, zu warten, bis sie zum Gulaschtisch herangelassen werden konnten. Im Hause selbst war kein Platz fürs Warten. Dorothy Phillips wandte sich an den Stadtrat und bat um finanzielle Hilfe. Es mußte angebaut werden. Der Stadtrat sagte ab. Er hatte im Sinn, das Grundstück des „Hauses Mariens” für eigene Zwecke zu gewinnen. Die Stadträte schlugen ein neues Grundstück mit Haus ganz in der Nachbarschaft vor. Das notwendige Geld wurde unter Wohltätern gefunden und der Kauf gemacht. Am 12. Dezember 1955, während des schlimmsten Blizzards vieler Jahre, fand der Umzug statt. Als Weihnachten kam, war man eingerichtet. Die Blaue Tür Unserer

Lieben Frau stand jedem weit offen, der Hilfe brauchte.

Nachdenklich meint Dorothy Phillips, daß sie jene geradezu vor Augen sähe, denen sie diene: Christus und Maria. Seit den allerersten schlimmen Tagen bis heute sind die Herzen der Edmontoner Bürger dem „Hause Mariens" weit geöffnet. Vieles wurde geschenkt, neben anderem der Küchenausguß, ein Eisschrank, ein Lastauto, eine Nähmaschine, drei Waschmaschinen, Altar und Kreuzwegstationen.

„Einen Dollarschein in die Hand der Statue des Kindes von Prag gedrückt zu sehen, ist nichts Außergewöhnliches", erzählt Dorothy Phillips.

Eines Nachmittags kam ein Junge angeradelt, frisch und unbekümmert, wie die canadischen Buben halt sind. „Seid ihr die Leute, die den Armen zu essen geben?" fragte er den als Apostel im „Hause Mariens" arbeitenden Jim Murphy.

„Jawohl", antwortete Jim. „Da", rief der Junge kurz, drückte Jim fünf Dollar in die Hand und radelte davon.

Fast drei Jahre lang steht nun das „Haus Mariens". In dieser Zeit konnte es 100 000 Mahlzeiten auf den Tisch stellen. 15 000 Arme wurden bekleidet. Ungezählten Familien, arm geworden durch Feuersbrand oder anderes Unglück, wurden Möbel in die Wohnung gebracht. Alle Hilfe wurde dem Einwandereramt gegeben, die ungarischen Flüchtlinge, die letzten Winter nach Alberta kamen, zu bekleiden. Einer der Apostel des „Hauses Mariens" ist Direktor des Edmontoner katholischen Auskunftsamtes. Zur Zeit, da unser Leser diesen Bericht liest, wird das „Haus Mariens" ein weiteres zweistöckiges Gebäude neben seinen zwei Häusern stehen haben.

Ehe mit dem Bau dieses dritten Hauses begonnen werden konnte, war wieder einmal ein kleines Kreuz zu schleppen. 25 Bürger der Nachbarschaft des „Hauses Mariens" hatten ein Beschwerdeschreiben an den Stadtrat eingereicht. Man forderte, das „Haus Mariens" zu schließen, es verschwinden zu lassen. Der Stadtrat untersuchte die Beschwerde und verwarf sie. Jetzt ist wieder Ruhe, und das „Haus Mariens" kann hundert Hungrige auf einmal speisen. In einer geräumigen Kapelle kann beten, wer beten möchte, und wer Freude an Büchern hat, findet sie in der Biliothek des Institutes der Liebe und Barmherzigkeit. Auch die so bitternotwendigen Wohnzimmer für die apostolischen Arbeiter sind nun vorhanden, neben Lagerräumen und Bureaus.

Wer nun bezahlt für alles? Das ist selbstverständlich das allergrößte Problem. Eine Frage, die man kurz und bündig den Händen Mariens und der Heiligen anvertraut hat. Und die arbeiten gut, wie es sich tagtäglich zeigt.

Vierzig Prozent der täglich Gespeisten sind „Stammgäste". Die übrigen sind arme Wanderer, auf der Arbeitssuche. Sie kommen einmal, zweimal, wohl auch eine ganze Woche lang. Die „Stammgäste" können in vier Gruppen aufgeteilt werden:

1. Leute, die von Altersrente leben, denen der Monat zu lang und das Einkommen zu knapp ist. Sie essen ihre zwei Mahlzeiten im „Haus Mariens". Dreiviertel ihrer Rente ist notwendig, um Miete zu bezahlen, die übrigen $10.00 bis $15.00 reichen nicht, um sich einen ganzen Monat lang zu ernähren.

2. Menschen, zu jung noch, um Anspruch auf Altersrente zu haben, zu alt, um Arbeit zu finden. Meistens Handarbeiter ohne Spezialfach.

3. Arbeitslose ganz ohne Hoffnung, da verkrüppelt oder geistig etwas zurückgeblieben.

4. Und dann die kleinste Gruppe, doch Leute, die man überall findet: Arme Alkoholiker. Viele versuchen eifrigst, ihre Schwachheit zu überwinden.

Da ist z. B. Tom, ein ziemlich gewaltiger Trinker, seit zehn Jahren schon. Er kam irgendwie ins „Haus Mariens" und staunte, als man ihn dort als Mitmenschen und Bruder behandelte. Sechs Monate lang trank er keinen Tropfen, so sehr ging ihm diese Liebe zu Herzen. Doch, wie es halt ist, der alte Teufel schläft nicht. Tom wurde wieder durstig und lustig, und kam in Räusche ohne Ende. Bis er eines Tages hörte, daß im „Hause Mariens" auch eine Kapelle sei. Dort ging er hin und begann zu beten, in grimmster Entschlossenheit. Sein Beten und die heiligen Sakramente geben ihm Kraft in seinem ehrlichen Kämpfen, den Alkohol zu besiegen. Tom kämpft immer noch, stark, und ganz versessen auf den Gedanken, eines Tages doch noch unter den Augen der „Maria vom Wege" seine Wege als guter Mensch wandern zu können.



200 freiwillige Helfer und Helferinnen, darunter 120 Hausfrauen, arbeiten mit. Da ist keine Arbeit zu gering — um Christi willen. Großes kann sie wirken, diese Liebe Christi.

Eines Abends ganz spät klopfte ein im besten Rausch schwankender Stromer an die Blaue Tür. „Ich war drüben auf der Brücke", lallte er seine

Worte mit schwerer Zunge zusammen, „ich wollte runter springen, mich kaputt machen. Da habe ich hier Licht gesehen, und da habe ich gedacht, daß ich Freunde finden werde." Der freundliche Gruß, den er fand, machte ihn fast starr. Freundlichkeit war er gar nicht mehr gewohnt. Er streckte sich gerade, so gut er es vermochte, starrte, und brüllte plötzlich auf: „Eine Lady hat zu mir gesprochen!" Und dicke Tränen rannen ihm zu beiden Seiten des herrlichen Exemplars von Säufernase, das sein eigen war. Heute arbeitet er fleißig.

Die Leiterin des „Hauses Mariens", Dorothy Phillips, hat eine sehr gut bezahlte Anstellung in Montreal aufgegeben, um Laienapostel der Armen zu werden. Lange schon hatte ihr die schrecklichste Armut in der Welt, die Armut an Liebe den Unglücklichen, den Verstoßenen gegenüber, Qual und Not ins Herz gebracht. Eine kurze Aussprache mit Baronin von Hueck brachte die Entscheidung. Vier Monate später war sie auf dem Weg nach Edmonton.

Ein anderer Apostel, Maritè Langlois, Direktorin der Edmontoner katholischen Auskunftsstelle, arbeitete während des Krieges für die amerikanische Regierung in Washington, war Sekretärin eines U.N. Delegaten, vervollständigte ihre Vorbereitung aufs Leben durch abgeschlossene Studien an der McGill Universität. Anstatt nun eine der ihr zukommenden gutbezahlten Stellungen anzunehmen, entschloß sie sich für das Laienapostolat der Liebe Christi im „Hause Mariens".

Nicht alle Apostel sind Frauen. 17 der 45 freiwilligen Mitarbeiter, die sich augenblicklich in Ontario für ihre Aufgaben schulen, sind Männer. Sie werden alle eines Tages in einem der vier „Häuser Mariens" (in Whitehorse, in Oregon, in Arizona und in Edmonton) ihren Brüdern dienen. Um Christi willen.

Die Apostel im „Hause Mariens" tragen weder Uniform noch Ordenskleid. Armut ist das Zeichen ihrer Kleidung und ihrer Lebensart. Man erkennt sie nur an einem kleinen Silberkreuzchen, das sie tragen. Zwei Worte sind in dieses Kreuzchen eingeritzt: Caritas (Liebe) und Pax (Frieden). Durch feierliche Versprechen binden sich die Apostel an die drei evangelischen Räte: Armut, Keuschheit und Gehorsam.

Das „Haus Mariens" in Edmonton konnte bis jetzt an die 200 regelmäßige, freiwillige Helfer anziehen. 120 davon sind Hausfrauen, die jeden Monat einen Nachmittag dem Kartoffelschälen, Geschirrwaschen und anderen notwendigen Arbeiten im „Hause Mariens" opfern. Abends kommt dann eine andere Gruppe von Helfern „um Christi willen", Sekretärinnen, Verkäuferinnen, junge Männer aus Berufen, wo man weiße Hemden trägt. Dorothy Phillips strahlt, wenn sie von der Hilfe spricht, die ihr von den Priesteramtskandidaten des St. Joseph-Seminars, von den katholischen Jugendgruppen Edmontons, von der christlichen Arbeiterjugend und von den Kolumbusrittern kommt. (Ein von den Kolumbusrittern geleiteter Bingoabend brachte $6,000.00 für das „Haus Mariens" ein.)

Eine ganz besondere Gruppe von Helfern besteht aus Ärzten, Rechtsanwälten (darunter Albertas früherer Staatsanwalt Lucien Maynard), drei Direktoren großer Wirtschaftskonzerne, Geschäftsleuten und Bauunternehmern. Drei dieser Herren waren anfangs gebeten, der Gründung und der Entwicklung des „Hauses Mariens" als Berater beizustehen. Alle anderen kamen selbst und baten, mitwirken zu dürfen. Eine der Arbeiten dieser Gruppe war ein großes „Drive-In-Bingo" (Bingospiel auf dem Gelände eines Freilichtkinos).

Anfang aller dieser großen Dinge der Liebe Christi war die Eröffnung des ersten „Freundschaftshauses" in den dreißiger Jahren in Toronto. Heute staunt wohl niemand mehr über die drei Entwicklungsjahre in Edmonton als Dorothy Phillips selbst. Zwar sind noch lange nicht alle Probleme gelöst. Das „Haus Mariens" in Edmonton steckt immer noch tief in Schulden. Seine Apostel arbeiten in selbstlosester Hingabe für die Armen, in größter Armut jeden Tag auf Liebesgaben wartend. Von diesen Liebesgaben, vom christlichen Herz ihrer Freunde und Wohltäter, hängt ab das schöne Werk, dem sie sich geweiht haben.

Die ersten einhundert Dollar in der Hand der Gründerin, Dorothy Phillips, haben sich inzwischen weit über das Hundertfache vermehrt, jede Gabe ein strahlendes Zeichen der Liebe Christi und Seiner Mutter für die Armen, die wir immer unter uns haben werden. –

Die sieben Tage

Der Montag steigt mit Lust und Macht
aus seiner ausgeruhten Nacht
und legt dem Mann mit frohem Sinn
das Werkzeug seiner Arbeit hin.
Der Dienstag kommt mit kühnem Schritt
und bringt das ganze Leben mit,
und Freud und Pflicht und Schweiß und Fleiß
sind seiner Stunden dunkler Preis.
Der Mittwoch hält den Atem an
inmitten seiner steten Bahn
und schaut zurück und schaut voraus:
Die Woche ist ein hohes Haus.
Der Donnerstag ist kühl und schwer.
Die Zeit hat keine Wunder mehr.
Und was sie gibt nach ew'gem Brauch,
das nimmt und das verzehrt sie auch.
Der Freitag trägt die Dornenkron,
als wäre auch der karge Lohn
und Menschenleid und Menschenruhm
geheiligtes Mysterium.
Der Samstag geht den Weg der Zeit
als Bote der Vergänglichkeit
und läutet mit erhabenem Klang
die Glocken über Tal und Hang.
Der Sonntag kommt als Gottes Bild
herab ins menschliche Gefild
und macht den Leib und seinen Wahn
der Seele wieder untertan.
Die sieben Tage sind ein Ring
um Gott und Mensch und jedes Ding
und sind zugleich der Schritt der Zeit
hinüber in die Ewigkeit!

Wilhem Trunk

"…. und Gott lenkt"

von Gerhard Kraut O.M.I.

Schluß

Im Sommer 1922 wurde unserer Mission ein neuer Pater zugeteilt. Es war der heutige Bischof von Whitehorse im Yukongebiet, Johannes Ludwig Coudert O.M.I. Der damals noch junge Missionar, ein hochintelligenter Priester, kam aus Texas zu uns. Er hatte gerade eine zweijährige Professur hinter sich.

In Pater Coudert glaubte unser Mr. X nun endlich einen Mann gefunden zu haben, mit dem er diskutieren könne. Pater Coudert und Mr. X gerieten auch sehr bald aufeinander. Lange, laute Auseinandersetzungen über Weltensinn und Religion wurden zur Tagesordnung. Mr. X forderte überzeugende Beweise, daß Religion der Seele notwendig, und er verlangte noch klarere Beweise, daß das katholische Christentum die einzig wahre, vom menschgewordenen Gottessohn selbst eingesetzte Religion sei. Und Pater Coudert gab ihm Argument über Argument.

Nach wochenlangen Gesprächen mußte Mr. X endlich doch zugeben, daß der Mensch einen Schöpfer habe und diesem Allerschaffer zu dienen habe. Auch, daß das Katholische nicht Menschenerfindung sei sondern Gottesgebot, konnte er nicht mehr abstreiten. Zäh hielt er jedoch an seinen vielen Zweifeln fest. Er müsse ganze Klarheit haben, in allem, behauptete er. Und darum wurde seiner vielen Einwendungen einfach kein Ende.

Pater Coudert schüttelte oft ganz müde den Kopf: „Unser Mr. X wird nie aus seinem Wirrwarr herauskommen, wenn er sich nicht entschließt, Gott in aller Demut um die Gnade des Glaubens zu bitten. Ihm hilft einfach keine Aufklärung. Sein Verstand hat sich im Wahn verkrampft, alles, selbst die letzten Gottesgeheimnisse, durch eigenes Denken ergründen zu müssen. Da kann nur Gott helfen."

Eine der vielen Schwierigkeiten, die Mr. X bezüglich des katholischen Glaubensgutes zu haben meinte, war die Bilderverehrung. Und gerade dieses sollte ihm den letzten Gottesstoß geben!

Wir hatten uns damals auf der Moose-Insel ein leerstehendes, ziemlich geräumiges Blockhaus erworben. Es sollte unseren Schwestern und Indianerkindern als Ausflugsort dienen. Von der Mission bis zum Blockhaus waren es ungefähr 3 Km. Die Fahrt dorthin ging per Kahn über den See.

Eine traurige Geschichte war mit diesem Blockhaus verbunden. Der letzte Besitzer, ein hartgesottener, trinkfester Trapper, hatte dort mit seinen Freunden wüste Feste gefeiert. Und eines Tages fand man ihn tot in seinem Blockhaus. Er hatte Selbstmord begangen. Um nun dem Hause andere Luft zu geben, christliche Luft, hatte unser Missionsobere ein großes Herz-Jesu-Bild geweiht und es im Blockhaus an die Wand gehängt. Vor diesem Bilde beteten die Schwestern mit den Indianerkindern; die Kinder schmückten es mit Blumen.

Mr. X war inzwischen schon über zwei Jahre bei uns. Eines Tages klopfte er beim Missionsoberen an und trug ihm die überraschende Bitte vor, während der Wintermonate in der Blockhütte auf der Moose-Insel wohnen zu dürfen. Er versprach, sich während der Wintermonate eifrig mit der Arbeit des Holzhackens für die Mission zu beschäftigen.

Mr. X zog also hinüber zur Insel, ins Blockhaus. Dort wohnte er nun in allergrößter Einsamkeit. Er — mit dem großen Herz-Jesu-Bild an der Wand. Mr. X war heilige Bilder gewohnt. Er hatte sie jeden Tag in unserem Missionshaus gesehen. Im Blockhaus jedoch, wo er nun ganz allein war und immer das große Herz-Jesu-Bild vor sich hatte, wurde ihm die Sache denn doch etwas zu „ungewohnt". Sie ging ihm sogar auf die Nerven. Dieser Jesus da schien

---

Das heilige Ostern hat sich uns heut geoffenbart, Ostern, das geheimnisvolle, das altehrwürdige und immer neue, CHRISTUS, unser Erlöser, das reine und grosse Osterlamm, das Osterlamm der Gläubigen.

Es ist Ostern! Lasst uns mit Freude einander umarmen! Es ist Ostern! Die Erlösung von Schmerz und Tod!

Aus dem Grab wie aus einem Palast hervorleuchtend hat CHRISTUS die Frauen mit Freude erfüllt, da ER sagte: "Verkündigt es den Jüngern!"

Es ist der Tag der Auferstehung! Lasst uns, ihr Brüder, „Bruder" sagen auch zu denen, die uns hassen!

Verzeihen wir uns alles um der Auferstehung willen und rufen wir: „CHRISTUS ist auferstanden vom Tode, durch SEINEN Tod hat ER den Tod überwunden."

Osternachtgesang der Ostkirche

Seine Augen immer auf unseren Einsiedler gerichtet zu halten, schien ihn auf Schritt und Tritt zu beobachten und irgendwie das Herz unruhig zu machen. Wirklich, Mr. X hatte keine Ruhe mehr. Um endlich doch einmal von seinen Qualen loszukommen, nahm Mr. X das Bild eines Tages kurzerhand von der Wand und stellte es in eine Ecke. Und zwar so, daß er es nicht mehr sehen konnte.

Unser Pater Coudert machte sich zur selben Zeit sorgende Gedanken. Wie geht es dem Mr. X dort drüben auf der Insel nur? In dieser Einsamkeit?

Kaum war der See zugefroren, machte P. Coudert sich auf den Weg zur Moose-Insel. Er wollte den Einsiedler besuchen. Als P. Coudert ins Blockhaus trat, blieb ihm fast das Herz stocken: Das Bild war nicht mehr an der Wand, das Herz-Jesu-Bild, an dem die ganze Mission so große Freude hatte. Sollte dieser heidnische Zweifler es etwa vernichtet haben?

„Wo ist das Bild?", fragte der Pater scharf. „Sein Anblick macht mir Verdruß, er ärgert mich", war die Antwort. der dann sofort ein langer Vortrag über den Unsinn der katholischen Bilderverehrung folgte. Pater Coudert hörte jedoch nicht lange zu. „Hören Sie, lieber Mann", sprach er in allem Ernst, „dieses Herz-Jesu-Bild wurde von uns Priestern feierlich aufgestellt, zum Schutz des Hauses. Inthronisation des Heiligsten Herzen Jesu nennen wir Katholiken so etwas. Bringen Sie das Bild sofort wieder an seinen Platz!"

Mr. X sagte kein Wort. Still ging er hin, holte das Bild und hing es an die Wand. Pater Coudert fuhr heim.

Ein paar Wochen später kam P. Coudert wieder einmal seinen Freund besuchen, und dieses Mal blieb ihm aber wirklich aller Atem aus. Das Blockhaus war nur ein einziger großer Raum. Mitten im Raum hatte Mr. X sich ein Zelt aufgeschlagen, und darin hauste er. Er erklärte dem kopfschüttelnden Missionar, daß so ein Zelt äußerst praktisch sei. Er brauche nun nicht mehr das ganze Blockhaus zu heizen. Ein kleines Feuerchen im Zelte halte schon warm. Ja, und das Bild, das er ja nicht von der Wand nehmen dürfe, hänge ganz schön, wo es die Patres haben wollen. Er, Mr. X, habe das ganze Problem in unabstreitbarer Klugheit gelöst. Das Bild sei, wie befohlen, an der Wand, er, der Mr. X, wohne im Zelt, und sei somit vom Anblick des Herz-Jesu-Bildes befreit.

Halb verzweifelt fuhr Pater Coudert sich mit der Hand übers Gesicht. Mit diesem Mr. X war einfach nicht fertig zu werden. Wieviel Geduld muß der Herrgott doch mit seinen Menschen haben, selbst mit den allerintelligentesten, wie dieser Mr. X da, der sich in einem Zelt vor Gott zu verstecken sucht.

Kurz danach kam P. Coudert wieder einmal, um nachzuschauen, was es nun wohl an neuen Überraschungen geben werde. Er war auf alles vorbereitet, nur darauf nicht, was er nun erleben mußte. Mr. X war nicht im Hause. P. Coudert hörte ihn im Walde Holz schlagen. Um sich ein wenig aufzuwärmen, trat P. Coudert in die Blockhütte. Und da — sapristie! — das Herz-Jesu-Bild war wieder fort! Verbissen schaute P. Coudert sich im ganzen Hause um, er schaute auch ins Zelt hinein, und es wurde ihm heiß und kalt zur gleichen Zeit: Das Herz-Jesu-Bild hing über der ärmlichen Bettstätte unseres Einsiedlers!

Pater Coudert schlug ein großes Kreuzzeichen.

„Da staunen Sie, was?", begrüßte Mr. X den Pater, als er vom Holzhacken nach Hause kam. „Ich staune auch. Die ganze Geschichte kam so:

„Eines schönen Abends, ich war noch nicht im Bett, hörte ich über mir im Speicher eigenartige Geräusche. Es war, als ob jemand dort oben eine schwere, eiserne Kette über den Boden zöge. Ich ging nachschauen, sah aber nichts. Ich dachte, ich könnte mich getäuscht haben. Kaum war ich wieder hier unten in meinem Zelt, da ging es wieder los. Und wie! Ein höllisches Lärmen, Pater. Ich stieg noch einmal zum Speicher hinauf, untersuchte Fenster, Balken und Boden, prüfte alles, ob da nicht etwas locker sei, das vom Winde bewegt werde, fand jedoch rein nichts.

„Ich stieg wieder vom Speicher runter. Wollte gerade in mein Zelt hinein, als es wieder losging. Ein unheimlicher Lärm. Ja, Pater, mir wurde unheimlich, mich packte die Angst. Und in meiner Angst schaute ich auf das Bild. Und wissen Sie was? Da kam mir in den Sinn, was in Ihrer Bibel geschrieben steht, in den Psalmen: „Wohin könnte ich fliehen vor Deinem Angesicht? Spreche ich: Es soll die Finsternis mich verbergen, so bin ich doch Dir vor den Augen." Gott sieht einen, ob man im Zelt sitzt oder nicht. Und Gott will, daß wir Ihn bemerken, daß wir wissen, wie Er „in Huld" auf uns schaut und unsere Rettung in jeg-

---

Heute—

SO WOLLEN WIR BETEN

HERR, Jahre verrinnen,
Jahre beginnen;
Immer wieder 365 Tage
und 365 mal Deine Frage:
Beginnst Du heute?

HERR, Du hast mich gefragt,
Du hast mir gesagt;
Ungeteilt will ich Dich
ganz für mich.
Heute noch! —
Jedesmal an 365 Tagen
wußte ich nur eines zu sagen:
Heute habe ich andere Sorgen
Komm morgen!
Und am nächsten Tag?
Da gab es zu arbeiten, zu lesen,
Geld zu verdienen und Spesen.
Heute, so sagte ich, fehlt mir die Zeit,
die Stimmung, der Mut, die Gelegenheit.
Heute kann ich den Anfang nicht wagen,
Dir ganz zu leben, Dein Kreuz zu tragen.
Morgen vielleicht! Morgen!

HERR, wie soll ich es nennen,
wie bekennen,
was ich getan!
Ich bot Dir an:
Gebet, Almosen, Kirchgang, frommen Verein,
um mich zu befrei'n

licher Not ist, wie Ihre Bibel es auch sagt. Darum die katholischen Bilder — an die ich jetzt glaube!"

Mr. X hatte nun nichts mehr gegen die katholische Bilderverehrung. Katholisch war er aber noch lange nicht.

Zur Fastenzeit kam er in die Mission zurück. Auch jetzt benutzte er jede Gelegenheit, das Katholische mit P. Coudert zu diskutieren. Immer wieder kam er mit tausend Zweifeln und lautem Widersprechen. Gegen alle Vernuft sei ihm das katholische Glauben, behauptete er stur und steif.

Als die Osterwoche kam, war es wie alle Jahre. Von überallher kamen unsere Indianer zur Mission um Ostern zu feiern. Unsere zwei Missionspriester waren vom frühen Morgen bis zum späten Abend mit den Indianern beschäftigt. Pater Coudert war gerade auf dem Weg in den Beichtstuhl, als er unseren Zweifler auf sich zukommen sah.

„Kommen Sie mir jetzt nur nicht mit neuen Diskussionen", rief der Pater etwas ungeduldig. „Jetzt ist keine Zeit dazu. Übrigens kenne ich alle Ihre Einwendungen schon auswendig. Hat keinen Zweck, noch weiter darüber zu reden. Beten Sie lieber."

„Augenblick", meinte Mr. X mit höflicher Verbeugung. „Beten soll ich, sagen Sie? Das habe ich getan. Schauen Sie sich diesen Zettel an. Wissen Sie, was darauf geschrieben steht? Alle meine Sünden, Pater. Mein Beichtbekenntnis. Jetzt machen Sie mich mal katholisch, damit ich auch Ostern feiern kann."

Nun staunte P. Coudert aber doch, und wir alle mit ihm. Mr. X, ein sehr genauer Mann in allen Dingen forderte, daß auch sein Katholischwerden sehr genau vorgenommen werde. Er wolle schwören, abschwören, beichten und getauft werden, alles unter Einhaltung aller Vorschriften. Und alles solle geschehen mit größtmöglicher Assistenz. Alle sollen dabei sein, die Klosterleute und alle Indianer. Thomas sei der von ihm gewählte Taufname. Thomas nach jenem ungläubigen Apostel, der auch einmal alle Beweise der Auferstehung Christi mit den Händen zu betasten verlangte, ehe er sich zum Glauben bereit erkläre.

Die ganze Mission feierte das Fest der Bekehrung unseres Mr. X, und Mr. X feierte am feierlichsten. Viel Freude mußte es im Himmel darüber gegeben haben, denn Mr X nahm die ganze Sache sehr ernst, und nie mehr ist er losgekommen von den Worten des auf einmal glaubenden Thomas: „Mein Herr und mein Gott!" –

---

nicht morgen

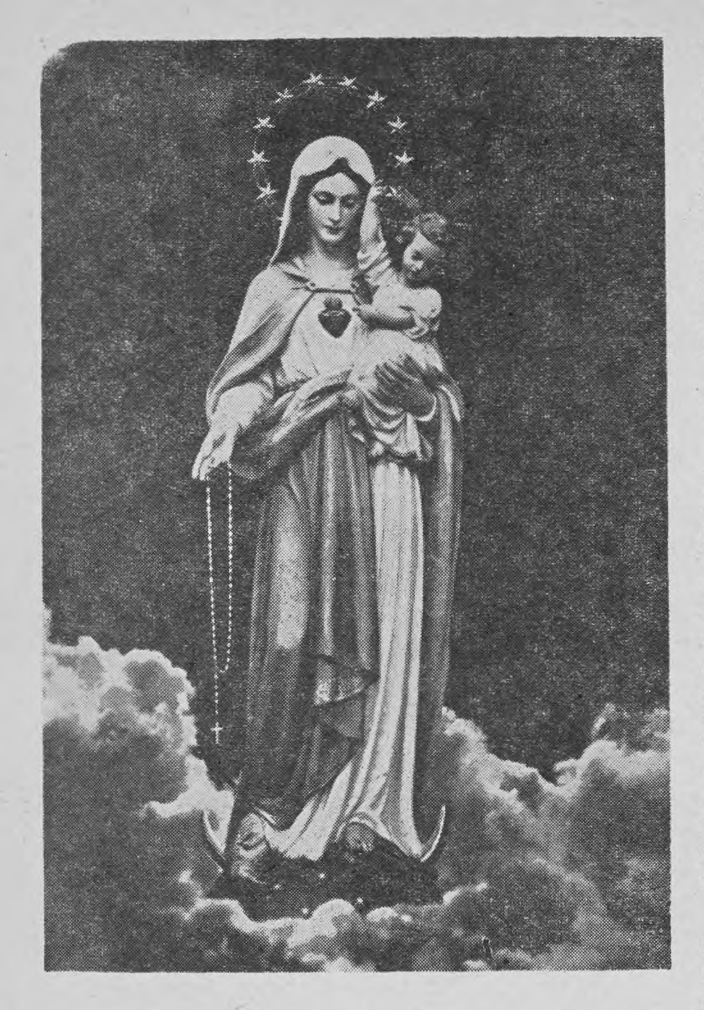
von Deinem Verlangen:
Dir ganz anzuhangen,
Dir ganz zu leben
auf allen Wegen.
Von Deinem Verlangen,
heut' anzufangen
ein neues Leben.

HERR, ich wollte Dir dienen,
aber nur stundenweis;
ich wollte Dir folgen,
aber nicht immer;
ich wollte Dein Kreuz tragen,
aber kein schweres;
ich wollte Opfer bringen,
aber nicht mich;
ich wollte lieben,
aber nicht zu sehr;
ich wollte anfangen,
aber erst morgen.

HERR, noch ist Dein Drängen
nicht verstummt,
noch fragt Dein Mund:
Beginnst Du heute?
Verzeih, Herr, was ich getan,
jetzt biet' ich Dir an:
Mein Leben, mich selbst;
Dir ganz zu dienen,
zu folgen auf allen Wegen;
Dein Kreuz zu tragen;
aus ganzem Herzen,
zu lieben
aus ganzer Seele.
Heute noch will ich beginnen.
Heute — nicht morgen!

Die Kirche auf der Weltausstellung in Brüssel

Das Jahr 1958 bringt große Manifestationen unseres Glaubens. Im August werden über hunderttausend deutscher Katholiken in Berlin sich zusammenfinden. Am 11. Februar begann die große Hundertjahrfeier der Marienerscheinungen in Lourdes, das sich rüstet auf die Pilgerfahrt von vielen Hundertentausenden Katholiken aller Welt. Von Deutschland sollen über 60 Pilgerzüge gemeldet sein. In Brüssel wird im Sommer die Weltausstellung 1958 eröffnet werden, die erste seit 1939, wo die Weltausstellung in New York beim Ausbruch des Krieges vorzeitig ihre Tore schließen mußte. Gewiß wird das zunächst eine weltliche Schau, die als Schau des Atomzeitalters die gewaltigen Errungenschaften der Technik und des menschlichen Geistes zeigen soll. Sie soll aber mehr sein als etwa eine Mustermesse. „Der Geist soll das letzte Wort behalten." Darum ist auch der Vatikan eingeladen worden, und er hat mit Freuden zugesagt. Er will eine würdige „Stadt Gottes" errichten, als Manifestation der Kirche und ihres Wirkens in allen Erdteilen und Ländern. Auf dem 1½ Hektar großen Gelände, in der Form eines langschenkligen Dreiecks, ist die Baugruppe entstanden, die in einer 16 Meter hohen Umfassungsmauer eine große Kirche und das eigentliche Ausstellungsgebäude umschließt. Ein 60 Meter hoher Turm, mit einem großen Kreuz gekrönt, wird das Gebäude beherrschen. Die Kirche, eine elegante Stahlkonstruktion, ist aus fertigen Bauteilen gefügt. Zwei monumentale Hallen von 15 Meter Höhe bieten in je drei Stockwerken Raum für die Ausstellung. Ihr Thema wird sein: das katholische Bild des von Gott erschaffenen und erlösten Menschen, sowie Antwort auf die Frage, wie sich die Heilsbotschaft in den wichtigsten Bereichen menschlichen, christlichen Lebens manifestiert. Auch Werke der Kunst werden hier eine überzeugende Sprache reden.



Mutter der Gnade

vom Schriftleiter

In einer alten „Liste aller liturgischen Marienfeste des Erdkreises" treffen wir 84 mal auf das Fest „Mutter der Gnade" oder „Gnadenmutter".

Es zieht die Botschaft Christi durch die Welt, und mit ihr auch die Liebe und das Rufen der Menschen zur Mutter der Gnade. Überall in der Christenwelt wird ihr Fest irgendwo gefeiert, verbreitet durch des Volkes frommes Anhängen an Maria, verbreitet auch durch jene religiösen Orden der Kirche, denen gerade dieser Marientag warme Tradition ist. Die herrlichste Marienfeier „Mutter der Gnade" wird am 9. Juni in Rom, in der altehrwürdigen Basilika Maria Maggiore, begangen. Wie alt das Fest selber ist, welcher Papst ihm kirchliche Genehmigung gegeben hat, wissen wir nicht.

Wir wissen nur, daß Gott selbst die zwei uns so heiligen und lieben Worte „Gnade" und „Maria" zusammengebracht hat. Er selbst ließ die Jungfrau durch Seinen Gesandten, den Erzengel Gabriel, grüßen: „Du bist voll der Gnade!" Voll der Gnade, weil „gebenedeit ist die Frucht deines Leibes" (Luk. 1:28,42).

Mutter der Gnade, Mutter des allergrößten Gnadengeschenkes ist sie, das uns vom Himmel gekommen: Mutter der menschgewordenen zweiten Person der hochheiligen göttlichen Dreifaltigkeit. Darum benedeien wir sie. Und wir gehen darin nicht fehl. Man geht nie fehl, wenn man tut, was Gott uns vorgetan hat. Von Gottes höchster Huld ward Maria überschattet: „Ave, der Herr ist mit dir!" (Luk. 1:28).

Der Herr ist mit ihr, darum sind auch wir bei ihr.

„Siehe, fortan preisen mich selig alle Geschlechter", sprach Maria, nachdem sie im Hause ihrer Base Elisabeth zum ersten Male mit den Worten angesprochen worden war: „Du bist gebenedeit unter den Weibern" (Luk. 1:42,48.) Und wie sie es gesagt, so ist es auch gekommen. Nie mehr schwand Gottes Grüßen an die Gnadenvolle aus dem Munde der Menschen, nie mehr wird er schwinden, der Gruß „Ave". Wir beten ihn, wir singen ihn und spielen ihn auf allen Instrumenten, wir schlagen ihn in Stein und geben ihm die Töne aller Kunst der Farben. Und wo immer wir ihm Ausdruck geben, da ruft unsere Seele — viel weiter noch hinauf als nur bis zu Maria. Da ruft unsere Seele durch Maria hinauf zu Gott um Gnade. Um die Gnade, zurückgenommen zu werden zum Vater.

„Ave Mutter! Wende Evas Namen", heißt es im alten Maria-Meersterngebet. Darum geht es uns eben in unserem Rufen an Maria, meistens ganz unbewußt, um dieses „Eva" und um das „Ave". Um Evas Schuld, die schwer die Seele uns belastet, und um Jenen, den Maria uns gebar, dem wir seit der Taufe tiefer und inniger gehören als wir es überhaupt ahnen können, der „von der Schuld nichts gewußt" und den Gott „für uns zur Sünde gemacht hat" (2. Kor. 5:21). Um jenen Einen, dem wir schuldig sind „aus ganzem Herzen, aus ganzem Gemüt und aus allen unseren Kräften" Treue, Nachfolge und Liebe. Bei dem wir hoch in Schulden stehen und doch nicht zahlen, weil wir immer wieder das „Dienen in einem neuen Geist" vergessen (Röm. 7:6), im alten Geist der gefallenen Eva unsere Wege wandelnd.

„Ich unglückseliger Mensch, wer wird mich erlösen?" ruft es in der Hl. Schrift. „Tue ich doch nicht das Gute, das ich will, ich tue, was ich nicht will, das Böse" (Röm. 7:18-24).

Durch Adams Schuld, sagt Gottes Buch, ist jedem von uns das Weh dieser Worte gekommen. Erlösung jedoch kommt vom zweiten Adam Jesus Christus. Wie jedoch dem ersten Adam Eva zur Seite stand, die „Gehilfin gleichgeartet" (Gen. 2:20), so sprach Gott im Urevangelium, in der ersten Verkündigung des kommenden Erlösers (Gen. 3:15), von einem Weibe, gleichgeartet dem Erlöser in der Feindschaft zur Sünde. Es sprach Gott von der „zweiten Eva Maria", wie die Kir-

chenväter der christlichen Urzeit die Gottesmutter nennen.

Gleichgeartet dem Erlöser in der Feindschaft zur Sünde. Wollten wir nur einmal lernen, die Sünde so zu sehen, wie Gott sie sieht! Sie bewirkt, daß unser Leben voll des Bösen wird. Das Schlimmste an ihr ist aber etwas Anderes: Unsere Schuld, das Gottbeleidigende in uns ist, daß wir Gott-leer sind, Gnaden-leer. Wir, von denen Gott gesagt: „Lasset Uns den Menschen machen als Unser Bild nach Unserem Gleichnis!" (Gen. 1:26).

Es will uns Gott nicht nur sündenfrei, es will uns der Dreieinige Gott-voll, durch die Gnade ein Ebenbild Seiner Heiligkeit.

Wie Jesus Sein Blut am Kreuz dahingab, um die Gnaden-Leere der verirrten Menschen wieder gutzumachen, damit wir wieder wohnen haben „den Geist des Vaters" (Matth. 10:20), das „Bild des Sohnes" (Röm. 8:29) und den Heiligen Geist in unserem Inneren" (1. Kor. 3:16), so steht neben Ihm gnadenvoll Maria, die „hochherzige Gehilfin" (Pius XII., Munif. Deus, 1950). Sie steht Ihm zur Seite, wie Gott sie gestellt hat: „Feindschaft will Ich setzen zwischen dich (die Schlange) und das Weib und zwischen deinen Samen und ihren Samen" (Gen. 3:15).

Diese Feindschaft hat sich im Samen Mariens, in Christus, so gezeigt: „Dazu ist der Sohn Gottes erschienen, die Werke des Teufels zu zerstören" (1. Joh. 3:8). Die Werke des Teufels zu zerstören, nicht den Menschen. Von uns Menschen heißt es: „So sehr hat Gott die Welt geliebt, daß Er Seinen eingeborenen Sohn dahingab, damit jeder, der an Ihn glaubt, nicht verlorengehe, sondern das ewige Leben habe" (Joh. 3:16).

Und wie im Sohne, so zeigt sich auch in der Mutter — so wird sich immer zeigen im Weibe des Urevangeliums — die Feindschaft zur Schlange und die helfende Liebe zu den Menschen. So wird sich Maria immer zeigen als Mutter der Gnadensorge um den Menschen, den sie liebt, weil „Gott so sehr die Welt geliebt".

Das alles wissen wir aus der Hl. Bibel. Darum beten wir auch so vertrauensvoll zu ihr, uns durch ihr Fürbitten bei Gott zu helfen, das „Eva" in uns umzukehren in das „Ave"; den Evageist in uns zu wenden in die Heiligkeit und Echtheit und Ewigkeit und Liebe jenes Herzens, dem das erste „Ave' entflossen: des Herzens Gottes. Des Herzens des menschgewordenen Gottes Jesus Christus, durch den „alles geworden ist und ohne den nichts ward von allem, was geworden ist" (Joh. 1:13), auch nicht das erste, von Gott gesandte „Ave".

Unser Vertrauen auf Maria wird um so inniger und bittender, je mehr wir sie „voll der Gnade" wissen. Gnade macht gut, gut wie Gott ist. Gott hat Maria durch Seine Gnade herzensgut gemacht und heilig. Kein Falsch kann in ihr sein und kein Verachten auch des ärmsten Sünders.

Wie hoch sie Gott begnadet hat!

In seiner Lehrentscheidung vom 8. Sept. 1854 (Ineffabilis) schreibt Papst Pius IX.: „Gott wählte von Anfang an und vor aller Zeit schon für Seinen eingeborenen Sohn eine Mutter aus und bestimmte, daß Er von ihr in der seligen Fülle der Zeiten als Mensch geboren werden sollte. Ihr wendete Er mehr als allen anderen Geschöpfen Seine besondere Liebe zu und fand an ihr allein Sein höchstes Wohlgefallen. Er überhäufte sie weit mehr als alle Engel und alle Heiligen mit einer Fülle himmlischer Gnadengaben, die Er aus der Schatzkammer Seiner Gottheit nahm, begnadete sie so wunderbar . . . daß niemand außer Gott (die strahlende Reinheit und Heiligkeit Mariens) begreifen kann."

Es wurde Maria so zum ersten Gnadenmenschen und zum reinsten Gnadenkind der neuen Schöpfung, der Erlösung.

Zu gleicher Zeit wurde sie aber auch zur „Ursache des Heils", denn Jesus Christus unser Heil war ja die „Frucht ihres Leibes", ihres Mutterleibes. Ihr Fleisch und Blut ist Jesu Menschsein, und Herz und von ihrem Herz ist das Herz Christi mit allem, was darinnen liebt und sorgt und leidet und erlößt. Gnade zerstört nicht die Natur des Menschen, Gnade gibt Vollkommenheit der Natur. Und Mariens hohe Begnadigung hat auch ihrem Muttersein Höhen und Tiefen gegeben und eine immerflutende Mutterliebe, die sie zum „Abbild des Vatergottes' macht, wie die Christen der ersten Jahrhunderte schreiben, so rein und so strahlend, wie es reiner und strahlender nicht mehr zu finden ist. Eine war ja nur „voll der Gnade".

Ewig ist und bleibt die erste göttliche Person Vater, Seinem Sohne gegenüber und den Menschen. Ewig bleibt nun auch Maria Mutter, ihrem Sohne gegenüber und den Menschen. Ganz und in allem ist sie ja, wie Gott gesagt: „Unser Bild nach Unserem Gleichnis".

Wo des Sohnes Lieben ist, da ist auch der heiligsten und mütterlichsten Mutter Lieben. Jesu Lieben aber ist der von Ihm erlöste Mensch. Diesen Menschen zu begnaden ist Sein Werk.

Dem Menschen Begnadung zu vermitteln, ist auch der Mutter immerwährendes Werk. Drum nennen wir sie auch in diesem Sinne „Mutter der Gnade", und darum singen wir und beten wir in innigstem Flehen: „daß wir in Gnade rein, wenigst' im Tode sein: Hilf uns Maria, Maria hilf!"

Und wir wissen: Maria wird helfen. Maria hilft immer. Denn sie ist Mutter der Gnade. –

„Die Leuchte deines Leibes ist dein Auge . . . . Darum gib acht,
daß das Licht in dir sich nicht verfinstere!" (Lukas 11: 34).

Die Osterkerze

von Leo N. Tolstoi



In der Karwoche ordnete der Verwalter an, die Bauern sollten während der Feiertage das herrschaftliche Haferfeld umpflügen. Die Bauern fühlten, daß aus purer Bosheit ein geheiligtes Abkommen verletzt wurde. Es wurde gemurrt: „So viel hat er sich von Gott schon losgesagt! Jetzt sollte man ihm das Licht ausblasen. Wenn wirs nicht tun, richten wir uns selbst zugrunde."

Auch Peter Michajew war gekommen. Aber er, der stille Mann, war nicht eines Sinnes mit den übrigen. Ruhig hörte er an, wie die aufsässigen Bauern planten. Dann sagte er: „Eine große Schuld wollt ihr auf euch laden, liebe Brüder! Einen Menschen aus der Welt schaffen ist leicht, aber was richtet ihr in euch an? Ihr bringt eure Seele um. Ihr habt recht: der Verwalter tut Böses. Er wird es büßen müssen. Auch auf ihn wartet der Richter. An uns ist das Dulden. So denk ich."

Wassili sagte verärgert: „Immer dieselbe Leier: Sünde, Unrecht, Schuld. Natürlich ist es ein Unrecht, einen Menschen zu beseitigen. Aber ist denn dieser Verwalter ein Mensch? Einen Menschen töten — das ist eine Sünde. Aber so ein Stück Vieh umbringen, dagegen hat Gott bestimmt nichts. Aber einen tollen Hund wirst du um der Menschen willen totschlagen. Nein, nein! Wir werden schuldig, wenn wir so einen Teufel am Leben lassen. Und wenn uns Strafe erwartet, so wollen wir sie erdulden, um derer willen, die er noch zugrunde richten würde. Sind wir aber weiterhin Duckmäuser, wird er uns alle zertreten. Ist das etwa keine Sünde, an Christi Feiertag zu pflügen? Du, der du so fromm wie ein Lamm bist, wirst als erster nicht aufs Feld gehen!"

„Warum sollte ich nicht gehen?" sagte Michajew. Befiehlt er mir zu pflügen, dann werd ich es tun. Ich tue es ja nicht um meines Vorteils willen. Gott schaut genau hin und weiß, wessen Sünde das ist. Wenn wir nur ihn und sein Gebot nicht außer acht lassen, liebe Brüder. Was ich sage, das sind nicht meine Hirngespinste. In der Schrift steht nicht ein Wort, Gewalt mit Gewalt zunichte zu machen. Dort steht, daß das Böse, dem wir mit Bösem begegnen, in uns eingehe. Eines Menschen Blut hast du rasch vergossen; in deiner Seele aber sammelt sich das Blut. Du bildest dir ein, die Welt von einem Bösewicht zu befreien und merkst nicht, daß du das Böse auf der Welt in dir vermehrt hast. Beug dich vor dem Bösen und es wird dir unter die Füße kriechen!"

Die Bauern wurden wieder unschlüssig. Die einen hielten zu Wassili Minajew, die anderen zu Peter Michajew.

Am Ostersonntag feierten die Bauern die Auferstehung des Herrn. Am Abend jedoch ging der Starost mit dem Schulzen von Haus zu Haus und sagte: „Der Verwalter befiehlt euch, morgen früh das herrschaftliche Haferfeld umzuackern."

Die Bauern murrten, doch wagte keiner, sich zu widersetzen. Einer wie der andere fuhren sie bei Tagesanbruch aufs Feld. Von der Kirche riefen die Glocken zur Ostermesse. Die Christenheit beging den hohen Feiertag. Die Bauern, über die Michail Semjonytsch Gewalt hatte, pflügten.

Als der Verwalter aufwachte, war es nicht mehr früh am Tage. Er brach zu seinem Rundgang auf. Seine Frau und seine verwitwete Tochter fuhren in ihren besten Kleidern zur Kirche. Zur gleichen Zeit kamen alle zurück. Die Magd hatte den Samowar gerichtet. Nun wurde gefrühstückt. Nach dem Tee steckte sich Michail Semjonytsch, vom vielen Essen und Trinken satt, ein Pfeifchen an und ließ den Starost rufen.

„Hast du die Bauern zur Arbeit geschickt?"

„Ja, Michail Semjonytsch."

„Sind alle gegangen?"

„Nicht einer fehlt. Ich habe jedem einen Streifen zugeteilt."

„So, jedem einen Streifen! Bist du aber auch sicher, daß sie was tun? Fahr lieber nochmal hinaus und sag ihnen, daß ich nach dem Mittagessen selber nachsehen werde! Auf je zwei Pflüge kommt eine Deßjatine! Sie sollen nur mal in die Hände spucken! Find ich was auszusetzen, werd ich vergessen, daß Feiertag ist."

„Wie Ihr befiehlt, Michail Semjonytsch."

Der Starost war schon gegangen, da rief ihn der Verwalter zurück. Er wand sich und sagte schließlich: „Noch was! Ich weiß, diese Kreaturen reden über mich. Mach deine Ohren auf! Ich will von dir hören, wer über mich schimpft. Ich kenne diese Heimtücker. Von der Arbeit wollen sie sich drücken, sich auf dem Ofen pelzen! Darauf verstehen sie sich! Fressen und feiern, jawohl — aber pflügen zur rechten Zeit, das will nicht in ihre Schädel! Sperr nur deine Ohren auf, ich will wissen, was sie sagen, jedes Wort! Jetzt geh, und wag nicht, mir etwas zu unterschlagen!"

Der Starost ging, setzte sich auf sein Pferd und ritt zu den Feldern hinaus.

Die Frau des Verwalters hatte gehört, was ihr Mann dem Starost aufgetragen hatte. Sie kam herein und begann für die Bauern ein Wort einzulegen. Sie war eine stille gute Frau und setzte sich für die Bauern ein, wo sie nur konnte.

„Mein lieber Mischenka", sagte sie, „lad dir nicht so großes Unrecht an einem so hohen Feiertag auf! Schick die Bauern heim, um Christi willen bitt ich dich, es ist Ostern!"

Michail Semjonytsch verlachte die Worte seiner Frau. Dann drohte er: „Es ist wohl schon zu lange her, daß du die Peitsche geschmeckt hast! Unverschämt bist du geworden. Steckst deine Nase in Sachen, die dich nichts angehen."

Nach dem Mittagessen kam der Starost vom Felde zurück, verneigte sich und fing an zu berichten, was er draußen bei den Bauern gesehen und gehört habe.

„Na schwitzen sie? Haben sie's bald geschafft?"

„Schon mehr als die Hälfte ist geschafft."

Der Verwalter brütete. „Und was sagen sie von mir? Verfluchen mich wohl in die tiefste Hölle?"

Der Starost wollte nicht mit der Sprache heraus. Doch der Verwalter setzte ihm zu: „Nur zu, erzähl mal, was du weißt! Es sind ja ihre Reden, nicht deine. Die Wahrheit zahl ich mit Rubeln, Verstocktheit mit Ruten, du kannst dir's aussuchen. Hej, Katjuschka! Ein Glas für den Starosten! Der ist schüchtern wie ein Schulbub!"

Die Köchin gab dem Starosten einen Schnaps. Der Starost wünschte viel Gutes zum Fest, trank das Glas leer und wischte sich den Mund. Ich komm nicht drum herum, dachte er. Was kann ich dafür, wenn die Bauern ihn nicht loben. Wenn er mich zwingt zu reden, soll er die Wahrheit erfahren. Und er fing an:

„Sie murren, Michail Semjonytsch, und nicht wenig."

„Was heißt das schon! Los, haargenau!"

„Sie sagen, er hat keinen Gott."

Der Verwalter lachte: „Wer hat das gesagt?"

„Das sagen alle. Und sie sagen: Der hält's mit dem Bösen." Wieder lachte der Verwalter: „Nicht schlecht! Aber jetzt heraus mit dem, was der einzelne sagt. Was zum Beispiel sagte Wassili?"

Der Starost hatte nicht vor, seine Freunde hinzuhängen. Aber mit Wassili stand er wie Hund und Katz.

„Wassili ist der schlimmste."

„Was er sagt, will ich hören. Drück nicht so herum!"

„Die Zunge dreht sich mir um. Er sagt: Ihr werdet ohne Letzte Ölung sterben."

„Sieh an, tüchtig! Und warum kommt er nicht und bringt mich um? — Na, und Tischka? Auch so ein Schuft?"

„Alle reden so gemein, alle! Sie sagen, der Wanst wird ihm platzen! Niemand redet freundlich. Alle begehren auf."

„So? Und Petruschka Michajew? Was sagt der? Verflucht mich wohl auch, der Frömmler?"

„ Nein, Peter Michajew schimpft nicht. Das ist der einzige, der nicht mittut. Ein seltsamer Mann ist das. Ich weiß nicht, was ich über ihn denken soll."

„Was hat er denn angestellt?"

„Sehr merkwürdig ist das alles. Ich reite zu ihm hin. Schon von weitem höre ich, daß dort jemand singt, schön wie in der Kirche. Und am Pflug leuchtet etwas zwischen den Sielen."

„Und was noch?"

„Es war wie eine Flamme. Als ich näherkomme, sehe ich, daß es eine Kerze für fünf Kopeken ist. Sie brennt hell und ruhig, der Wind tut ihr nichts. Peter aber geht im sauberen Hemd hinter dem Pflug her, ackert und singt. Und die Kerze erlischt nicht, wenn er wendet und die Erde vom Pflug schüttelt."

„Hat er was gesagt zu dir?"

„Sobald er mich sah, tauschte er mit mir den Osterkuß. Dann sang er wieder. Ich hab kein Wort heraus gebracht. Aber die anderen verspotten ihn."

„Und was sagt er darauf?"

„Friede auf Erden, sagte er, sonst nichts. Nahm den Pflug, trieb sein Pferd an und sang mit hoher Stimme."

Dem Verwalter war das Lachen vergangen. Die Köchin schickte er fort, auch den Starost. Er ließ sich hinter dem Vorhang auf sein Bett fallen und begann zu ächzen. Die Frau des Verwalters kam angelaufen und erkundigte sich besorgt. Er sagte nur: „Überwunden hat er mich. Jetzt komm ich an die Reihe."

Die Frau redete ihm zu: „Reit doch hinaus, schick sie heim! Dann wird schon alles gut. Du hattest doch noch nie Angst, was ist denn in dich gefahren?"

„Ich bin verloren", stöhnte der Mann. „Er hat mich besiegt."

Die Frau verlor die Fassung. „Red doch nicht so daher — verloren, besiegt! Reit lieber hin, laß die Bauern heim!"

Endlich hatte sie ihren Mann so weit, daß er die Bauern nach Hause schicken wollte. Michail Semponytsch bestieg sein Pferd und ritt durch das Hoftor auf die Dorfstraße hinaus.

Als die Beuern vom Ackern heimkehrten, schnaubten ihre Pferde vor dem Tor und wollten nicht weiter. Die Bauern sahen nach. Sie erblickten Michail Semjonytsch, der, vom Pferd gestürzt, in einer Blutlache lag. Er hatte die Arme ausgebreitet, seine Augen waren ohne Blick. Die Erde hatte sein Blut nicht getrunken.

Entsetzt wichen die Bauern zurück und führten ihre Gespanne um das Dorf herum heim. Nur Peter Michajew trat an den toten Verwalter heran und drückte ihm die Augen zu. Dann betteten er und sein Sohn den Leib des Toten auf ihren Wagen und fuhren ihn zum Gutshaus. Als der Gutsherr erfuhr, was geschehen sei, suchte er die Schuld des Verwalters abzutragen. Er entließ die Bauern aus der Leibeigenschaft.

Die Bauern aber verstanden nun, daß Gott nur mit dem ist, der dem Bösen durch Güte begegnet.

Die Herrschaft über den Augenblick ist die Herrschaft über das Leben.

Marie v. Ebner-Eschenbach

Profanes und Heiliges

Im März 1957 veröffentlichten wir im Marienboten einen Artikel, dem wir die Überschrift „Profanes und Heiliges" gaben. Wir sagten damals, daß der Ausdruck „profan" ans dem Lateinischen komme, von „pro fanum", womit der alte Römer alles meinte, was „vor dem Tempel", außerhalb des Heiligtums und getrennt vom Heiligen, liege.

Das Heilige darf nicht profaniert, darf nicht durch Allzuweltliches profaniert, das heißt entheiligt werden. Dieser Grundsatz ist uns allen klar. Schwieriger scheinen wir es jedoch mit einem anderen christlichen Grundsatz zu haben. Mit dem Grundsatz nämlich, daß das Profane, das Weltliche, vom Christlichen durchheiligt werden muß.

Voriges Jahr erließen die französischen Bischöfe einen „Rapport doctrinal" — eine katholische Lehranweisung — über das Verhältnis der Gläubigen zur Kirche. Dieser Rapport erinnert die Gläubigen an christliche Wahrheiten, die in Gefahr sind, verdunkelt zu werden, und deswegen von katholischer Presse und auf der Kanzel klar und deutlich behandelt werden müssen.

Wir wollen diesem Rapport heute nur einen Punkt seines Programmes entnehmen, und zwar die Frage: Spiritualisierung der Kirche — das heißt: Verdrängung der Kirche und des Glaubensdenkens aus dem Profanen, aus dem rein Weltlichen.

Es ist wichtig, daß wir uns hier ein ganz klares Urteil bilden. Der deutsche Katholizismus Canadas ist gerade heute vor große Aufgaben gestellt: Wir gründen neue Pfarrgemeinden. Das Gründen neuer Pfarrgemeinden für die vielen Seelen, die während der letzten Jahre nach Canada kamen und immer noch kommen, ist jedoch nicht nur organisatorische Arbeit. Die Kirche ist nicht nur Organisation, sie ist wesentlich ein Organismus, ein lebender Leib, und zwar der mystische Leib unseres Herrn Jesus Christus. Deshalb heißt unsere Aufgabe nicht nur organisieren, sondern: Den deutschen Katholiken hier in der neuen Heimat dem Leibe Christi angegliedert halten, ihn diesem Leibe neu eingliedern, falls er abseits leben sollte.

Wir bauen nicht nur Kirchen, wir bauen die Kirche, die Weltkirche Jesu Christi.

Dieser Gedanke wurde voriges Jahr vom Deutschen Katholikentag Torontos stark unterstrichen. Das Leitwort war: Lebendiges Pfarrleben. Ein Pfarrleben, an dem die ganze Gemeinde teilnimmt und das sich nicht nur mit dem Gnadenleben der in der Pfarrkirche erteilten Sakramente befaßt, sondern auch mit dem Wort Jesu Christi, das in der Pfarrgemeinde durch Predigt, Vorträge, Studiengruppen, Exerzitien usw. uns zur Speise gegeben wird, damit wir es haben — und weitertragen. Überall hin, ins eigene Denken und Urteilen und in alle Welt hinaus.

Der Geist unserer Zeit, schreiben die französischen Bischöfe in ihrem „Rapport doctrinal", trägt das Zeichen der Verweltlichung an sich. Er unterscheidet scharf zwischen Welt und Religion. Das Zeitliche ist ihm das Wichtigere. Und zwar ist es ihm so wichtig, daß er das Religiöse, das Geistig-Übernatürliche, vom Weltlichen vollständig fernzuhalten sucht. Es soll „zwischen den Kirchenmauern" bleiben.

„Manche Leute möchten die Kirche ganz und gar vergeistigen, in einem Maß, daß sie auf eine verkörperte Autorität und ein verkörpertes Lehramt verzichten

Ad-Limina-Besuch

Alle Diözesanbischöfe der Welt haben von Zeit zu Zeit nach Rom zu reisen, um dort den nach dem Kirchenrecht vorgeschriebenen „Besuch-ad-limina" zu leisten. Diese ad limina Besuche beim Heiligen Stuhl sind für die Diözesanbischöfe und Apostolischen Vikare alle fünf Jahre beziehungsweise für die außereuropäischen alle zehn Jahre vorgeschrieben und dienen der Berichterstattung über die kirchlichen Verhältnisse in den einzelnen Bistümern. In den Jahren mit den Endzahlen 1 und 6 haben die Bischöfe von Italien, Korsika, Malta, Sardinien, Sizilien und den übrigen kleinen Inseln ihre „visitatio ad limina" zu machen; in den Jahren mit den Endzahlen 2 und 7 die Bischöfe von Spanien, Portugal, Frankreich, Belgien, England, Schottland, Irland und den dazugehörigen Inseln; in den Jahren mit den Endzahlen 3 und 8 die Bischöfe aus der Schweiz, aus Österreich, aus Deutschland, Luxemburg, Dänemark, Schweden, Norwegen... Finnland, Polen, der Tschechoslowakei, Ungarn, Jugoslawien, Rumänien, Bulgarien, Albanien, Griechenland, der europäischen Türkei, aus Rußland, Lettland, Litauen und Estland. In den Jahren mit den Endzahlen 4 und 9 sind die Besuche der Bischöfe aus Nord-, Mittel- und Südamerika vorgeschrieben, in den Jahren mit den Endzahlen 5 und 0 diejenigen der Bischöfe aus Afrika, Asien und Australien.

möchten. Und im Gegensatz dazu möchten sie die Christen der menschlichen Gesellschaft einverleibt sehen in einem Maß, daß das Göttliche debei verlorengeht."

Der christliche Mensch will heute nur als Mensch in der Welt wirken. So etwas wie begnadeter Mensch, der aus dem Leben der Gnade heraus urteilt und werkt, der offen heraus sagt: Ich suche zu denken, wie Christus denkt — und dann auch dieser Überzeugung gemäß seine Wahlstimme abgibt, seine Schulfragen behandelt, sein politisches und gesellschaftliches Wirken gestaltet, soll es nicht mehr geben.

Jeder weiß, daß die Kirche sich der Welt nicht in allem anschließen kann. Sie würde sich verweltlichen. Aber, schreiben die französischen Bischöfe, man darf nicht in den entgegengesetzten Fehler fallen und die Kirche von allem ausschließen. Man darf nicht behaupten, Kirche, Glauben und Gnade seien nur für die Seele gemeint und haben sich deswegen in ihren Grenzen zu halten, in der Pfarrkirche, wo das Seelische behandelt wird. Man darf nicht behaupten, außerhalb der Kirche läge eine andere Welt mit eigenen Gesetzen, Die Welt der Politik, der Wirtschaft, der Wissenschaft, des Kampfes um Leben und Kultur. Man darf nicht sagen, in der Kirche sei man Katholik, in der Welt jedoch „Mensch des 20. Jahrhunderts".

Kirche, Glauben und Gnaden sind nicht nur für die Seele, sie sind für den ganzen Menschen gemeint, nicht nur für sein jenseitiges Dasein, sondern auch für sein Diesseits. Zur Nachfolge Christi gehören eben auch Dinge wie irdisches Gerechtsein, irdische tätige Bruderliebe, Verbreitung der Wahrheit und des Friedens, Anerkennung der Rechte und der Bedürfnisse anderer.

Zur Nachfolge Christi gehört auch das Zeugnisgeben für Christus.

„Wie kann man der Welt von Christus Zeugnis geben, wenn man das Übernatürliche verschweigt? Ein Bischof schrieb: Das Zeugnis hat seine Kraft verloren. Im Neuen Testament ist (der Katholik) Zeuge, Zeuge für Christus. Heute bezeugt (man nicht mehr Christus sondern) eine Idee, eine persönliche Einstellung. Grundsätzlich vom Übernatürlichen schweigen heißt gegen das Übernatürliche Zeugnis geben."

„Dieser Irrtum kleidet sich gern in die Form der Behauptung, daß die zunehmende Laienführung (in der Welt und in der Kirche) eine geschichtliche Folge der Unterscheidung zwischen geistiger und weltlicher Gewalt sei und daß die Kirche der Zukunft sich aller kulturellen Aufgaben entledigen müsse, um sich ausschließlich ihrer geistigen Sendung zu widmen. Im Geiste dieses Irrtums bekämpft man alle institutionellen Beziehungen zwischen Kirche und Welt, wie sie zum Beispiel in der konfessionellen Schule oder in kirchlichen caritativen Werken bis zu unserer Zeit erhalten geblieben sind."

Der deutsche Katholik in Canada ist gegenwärtig gerade daran, dem canadischen Ast der Kirche Christi neue Zweige zu geben: die Zweige des deutschsprechenden Katholikentums Candas. Seien wir uns unserer Verantwortung bewußt: Wohl sind wir in einem neuen Lande, doch auch hier im Schoße der Kirche. Wohl sprechen wir unsere eigene Sprache, leben wir nach eigenen Gebräuchen — in der Kirche sind wir jedoch keine Eigengruppe. Sprache und Gebräuche, ob hüben oder drüben, sind nur Eigenausdruck ein und desselben Glaubens. Das Glauben jedoch muß uns klar sein und klar bleiben. Wir dürfen es nicht „verweltlichen", müssen aber dafür um so mehr der Sorge in uns haben, die Welt, unsere Umwelt, zu durchchristlichen, geleitet in unserem Werken und Schaffen für Christus vom Lehr- und vom Hirtenamt der Kirche. –

Der Kraft Gottes empfehlen wir unsere Schwachheit. Dem Rate Gottes überlassen wir unsere Ratlosigkeit. Wir werden mit Gottes Kraft und Rat versuchen, das zu tun, was er von uns will.

Thomas Braendle

Laß mich dir sagen, was ich von IHM denke: ER ist ebenso gut wie groß.

SEINE Liebe ist ebenso heiß, wie sie wahr ist. ER ist ebenso freigebig in Seinen Versprechungen wie treu im Erfüllen.

Es ist IHM ebensoviel an meiner Liebe gelegen, wie ER ein Anrecht darauf hat.

Ich bin in allem SEIN Schuldner, aber ER bittet mich, IHN Freund zu nennen.

Laß mich Dir sagen, was ER jetzt an mir tut: ER befriedigt alle meine Bedürfnisse.

ER gibt mir mehr, als ich erbitten mag.

ER errät meine Wünsche im voraus.

ER bittet mich, mehr zu verlangen.

Niemals erinnert ER mich an meine vorige Undankbarkeit und wirft mir nie meine frühere Torheit vor.

Robert Hugh Benson

Der Gottmensch JESUS hat gegenüber anderen die Grenzen aufgehoben, und in IHM findet nur die einzelne Seele Erfüllung. Die gemeinsame Bezogenheit auf sittliche Güter, deren höchstes Wohl das Vaterland, kann einzig beglücken, stärken, sie kann aber nicht die letzte Einsamkeit des Menschen aufheben; das kann nur JESUS.

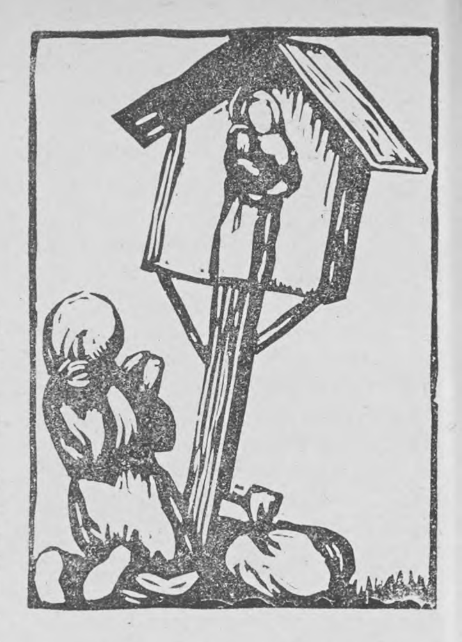
Ina Seidel

Gerade wer mit ganz zerrütteten Menschen zu tun hatte, der weiß, daß eigentlich nur CHRISTUS mit ihnen über ihre eigene Angelegenheit zu reden vermag; sie fühlen: ER läßt sich in ihre dunkelste Hölle herab, ER nennt ihre verborgenste Sehnsucht nach höherem Leben bei Namen. Da versteht man das Wort des Thomas von Kempen, der JESUS sagen läßt: „ICH bin der Allerfernste und der Allernächste!" Die Diesseitstheoretiker aber sollte man fragen: Habt ihr denn mit euren Dingen da schon jemals verirrte Seelen gerettet, vom Schicksal Gewürgte dem Leben wiedergeschenkt, gelähmtes Wollen in Bewegung gesetzt, Starrsinnige zur Umkehr gebracht, Verzweifelnde zur Lebensfreude zurückgebracht? Die Frage stellen heißt die Antwort geben.

Fr. W. Förster

MEITI

von Maria Dutli-Rutishauser



Am Bache, der mitten durch das Dorf floß, stand das kleine Haus. Im Stalle standen eine Ziege und viele Pferche mit grauen Kaninchen. Die Familie, die das Häuschen bewohnte, bestand aus den Eltern und neun Buben. Das kleine Mädchen, das als letztes hinzukam, war ein so feines, scheues Kind, daß es einem Leid tat, weil es unter so vielen Brüdern aufwachsen mußte. Es saß in der guten Jahreszeit oft im sonnigen Gärtlein und spielte mit der Puppe. Wenn aber die Brüder aus der Schule kamen, packte es das Wägelchen zusammen, aus Angst, sie könnten dem Puppenkind etwas zuleide tun.

Die Mutter der großen Kinderschar war seit über einem Jahr in einem Lungensanatorium. Ihre zarte Konstitution hatte den vielen Pflichten und Sorgen, die so eine Familie mit sich bringt, nicht standgehalten. Es hieß die Frau leide noch mehr am Heimweh als an der Krankheit. Die Ärzte im Höhenkurort aber konnten es nicht verantworten, sie nach Hause zu entlassen, weil sie die Kinder gefährdet hätte.

Bauersfrauen im Dorfe legten manchmal Geld zusammen, um der Kranken ein Paket zu schicken. Und einmal, zu Ostern, zahlten sie dem Manne das Billet, damit er seine kranke Frau besuchen könne. Er nahm die Gabe zögernd an und fuhr in die Berge. Das kleine Mädchen durfte mitfahren.

Er hätte es wohl zu Hause lassen sollen. Denn nach diesem Besuche wurde das Kind stiller und es konnte geschehen, daß es an der Sonne saß, ohne mit der Puppe zu spielen.

„Es ist halt ein ganz Braves", lobte der Vater das kleine Mädchen, als ihn eine Nachbarin aufmerksam machte. Er war froh, neben den lebhaften, quecksilberigen Buben dieses fügsame, stille Kind zu haben, das ihm nie Verdruß, wohl aber viel Freude machte. Die Bäuerin sah es anders, aber da sie nun die Sorgenlast des Mannes wußte, schwieg sie und versprach ihm, hie und da nach dem Kinde zu schauen.

Viele waren sehr erstaunt und ein wenig erschrocken, als eines Maiabends die Buben der Familie am Bach von Haus zu Haus liefen, um nachzufragen, ob das Meiti hier sei. Meiti war das Schwesterlein. Nein, man hatte es nicht gesehen und die Nachbarn wußten, daß es am Nachmittag im Gärtlein gesessen habe. Es sprach sich rasch herum: Meiti ist von zu Haus weggelaufen. Es ist nirgends zu finden, die Puppe hat sie mitgenommen, sonst nichts.

In schöner Hilfsbereitschaft machten sich die Dorfgenossen auf, das Kind zu suchen, erst Frauen und Mädchen, dann, als der Abend blau und dicht niederfiel, die Männer. Sie machten Streife im großen Wald, der auf drei Seiten in weitem Umkreis das Dorf einschloß. Bis des Kindes Vater von der Arbeit heimkam, wollten sie es gefunden haben.

Der Vater kam eher heim. Er sagte nicht viel, aber sein Gesicht wurde hart. Ohne zu essen, ging auch er in den Wald.

Meiti ließ sich nicht finden. Tief in der Nacht kehrten die Männer heim und waren sehr einsilbig. Vom Vater des Kindes wußte man, daß er mit seinem Ältesten weiter suchte. Am Morgen fuhr er zur Arbeit, weil er nun selbst glaubte, das Meiti sei entführt worden oder in einem der tiefen Waldweiher ertrunken.

Zwei Tage lang war Meiti vermißt. Keine Spur deutete auf seine Reise in die weite Welt oder in die Ewigkeit. Mit dem Pfarrer beriet der arme Vater, was weiter zu tun wäre. Radio gab es damals nicht. Man konnte die Bevölkerung nicht aufrufen, ein kleines Mädchen zu suchen. Ganz schlimm aber war die Frage, wie man die kranke Mutter auf den schweren Schlag vorbereiten sollte. Auf dem Tisch lag ein kurzer, mühsam geschriebener Brief von ihr: „Ich habe so lange Zeit nach Meiti. Tragt Sorge zu ihm, ich habe es unendlich lieb."

Ja — und nun war Meiti nicht mehr da — man hatte nicht Sorge zu ihm getragen. Wie konnten sie der armen Mutter die Kunde bringen? Der Pfarrer riet, noch zuzuwarten, nachher, wenn wirklich keine Hoffnung mehr wäre, das Kind zu finden, würde er selber nach Davos fahren und mit der Frau reden.

Das Dorf wurde sehr still unter dem lastenden Drucke des seltsamen Geschehens. Mütter weinten, wenn sie die eigenen Kinder kämmten oder zu Bett brachten, Väter saßen nachdenklich hinter der Zeitung, die sie nicht lasen. Die Freude schien gestorben zu sein, weil ein Kind fehlte.

Am dritten Tage, als wieder ein trauriger Abend über dem Walde lag und auf das blühende Dorf zukam, kehrte Meiti zurück. Nicht zu Fuß, sondern in einer Chaise. Ein dunkel gekleideter Herr saß vorn auf dem Sitz und hinten kauerte das Kind in den Polstern. Das Gefährt mußte immer wieder anhalten, denn die Dorfleute eilten auf die Hausplätze und Stra-

ßen, von der Arbeit und aus den Ställen weg, um Meiti zu sehen und ob es wirklich wahr sei, daß es lebe.

Das Kind weinte, während alle Leute lachten und laut redeten. Sie dachten wohl, es sei nun müde, denn da es wiedergefunden wurde und heimkommen dürfe, müsse es doch glücklich sein.

Aber Meiti weinte auch, als es im Bettchen lag und der Vater bei ihm saß. Er wußte nun, wo das Kind gewesen war. Es hatte die Mutter gesucht und da es den Weg zu ihr nicht fand, war es immer weiter gelaufen, die Puppe im Arm und die Angst im Herzen. Ganz genau wußte man nicht, wie weit es gekommen war — aber als man es endlich in einer Feldscheune fand, kannte niemand das Kind, noch sagte es, wo es hingehöre. „Ich will zur Mutter", war alles, was man von ihm hörte. Es nannte das Heimatdorf nicht, aus Angst, man bringe es dorthin zurück. Erst die Polizei, die Meiti suchte, wußte des Kindes Namen und wem man es bringen solle. Aber das Mädchen war schwach, es gehörte erst einmal in ein Bett. Der Arzt der Gemeinde nahm es zu sich und sorgte dafür, daß es sich erholte.

Der Vater fragte nicht mehr viel. Nur ehe Meiti einschlief, sagte er: „Du sollst halt eine Mutter haben, Armes." Da schaute es noch einmal groß auf, schlang die Ärmchen um Vaters Hals und sagte: „Ich finde sie schon einmal, die Mutter."

Und trotzdem die Bäuerinnen nun abwechselnd Meiti in ihre Familien aufnahmen, damit es nicht mehr weglaufen könne, ging es eines Tages zur Mutter, ohne daß jemand es recht bemerkte. Es starb wie eine kleine weiße Blume, die am unrichtigen Ort blüht. Lächelnd lag es im Särglein, als habe es nun doch seinen Willen durchgesetzt. Und die Leute im Dorf sahen sich an und fanden, es gebe Dinge, die Gott doch sehr weise mache.

Niemand hat der Mutter des Kindes Tod vermeldet. Aber sie hat ihn wohl doch gewußt, denn noch ehe die weißen Blütenkränzlein auf Meitis Grab verwelkt waren, tat sie die Augen zu und kam heim in's Dorf, um neben ihrem liebsten Kinde schlafen zu gehen.

FAMILIE 1958

Begeht das deutsche Volk langsam Selbstmord? Und hier in Canada?

Der Pfarrer einer Kreisstadt Deutschlands machte in seiner Silvesterpredigt den Gläubigen seiner Pfarrgemeinde die erschütternde Mitteilung, daß bei gleichbleibender Seelenzahl die Geburten und Taufen seit 1950 um 40 Prozent zurückgegangen seien. Selbst wenn man eine gewisse Überalterung der Pfarrei berücksichtigt, die sich durch Abwanderung junger Familien aus der Altstadt in umliegende Siedlungsgebiete ergibt, so ist doch die Tatsache, das die Geburtenzahl bei steigendem Volkseinkommen in einer so rapiden Weise absinkt, geradezu alarmierend. Der Grad der *Geburtenfreudigkeit* ist ja ein Symptom für den allgemeinen Stand der Familie. Wo das Kind nicht mehr gewollt wird, ist auch der Keim des Zwiespalts in das Verhältnis von Mann und Frau gelegt. Offensichtlich liegt heute der Grund für die Ablehnung des Kindes nicht mehr in erster Linie in einer materiellen Notlage, sondern gerade die hochgeschraubten *individuellen Lebensansprüche* sind die Ursache dafür, daß das Glück nicht mehr im inneren Kreis der Familie gesucht wird, sondern in dem Genuß von äußeren Gütern, die mit der Familie keine engere Verbindung mehr haben.

Bei einer Beurteilung dieser Situation darf nicht übersehen werden, daß die Familie in den letzten Jahrzehnten eine *Strukturwandlung* erfahren hat, die zwar nicht ihr Wesen ändern konnte, aber doch ihre gesellschaftliche Stellung stark modifizierte. Aus der die gesamte Verwandtschaft umfassenden *Großfamilie*, die vor allem in ländlichen Verhältnissen auch Produktionsgemeinschaft war, ist heute die nur aus Eltern und Kindern bestehende *Kleinfamilie* geworden. Sie ist höchstens noch Freizeit- und Verbrauchergemeinschaft. Obwohl die Familie in den Krisenjahren des Krieges und der Nachkriegszeit eine erstaunliche Beharrungs- und Widerstandskraft zeigte, ist doch ihre Gefährdung und Anfälligkeit weit größer als die der geistig und materiell gesicherten Familie früherer Jahrhunderte. Sie bedarf daher des Schutzes der Gesellschaft und des Staates mehr als zuvor. Dabei zeigt es sich aber, daß die *kollektiven Hilfsmaßnahmen* die Familie in eine höchst ungesunde Abhängigkeit von staatlichen und gesellschaftlichen Institutionen stürzt. Die Päpste werden daher nicht müde, immer wieder zu betonen, daß die Familie nicht für die Gesellschaft, sondern umgekehrt die Gesellschaft für die Familie da sei, und daß die Familie von Natur aus vor dem Staat da sei, daß sie also Rechte und Pflichten besitze, die der bürgerlichen Gesellschaft vorausgehen und von ihr völlig unabhängig sind.

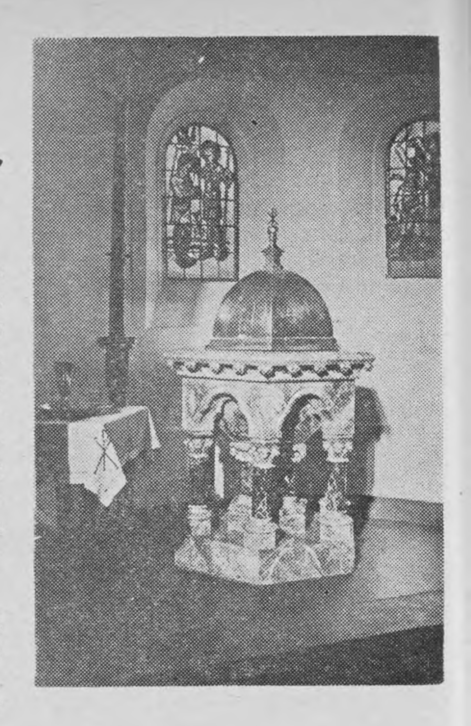
Es gilt also, sich vor zwei Extremen zu hüten: Man darf die Familie sich nicht selbst überlassen und ihr die Hilfe verweigern, deren sie in der heutigen Gesellschaft bedarf, man darf sie aber nicht durch die ihr gewährte Unterstützung ihrer Unabhängigkeit, ihrer Selbstverantwortung und ihrer Eigeninitiative berauben. Darum sagt Papst Pius XII. in einer Rede am 20 September 1949: „Mögen daher die öffentlichen Einrichtungen und die privaten Initiativen ihre Anstrengungen vereinigen, um die Familiengesellschaft zu konsolidieren, ihr Potential an Lebens- und Tatkraft zu steigern, sie zu stützen, ohne sich an ihre Stelle zu setzen; möge man ihr vor allem die Kenntnis Gottes wiedergeben, deren Verlust in vielen Fällen leider den

Ursprung ihrer Mißstände bildet." (AAS XLI, 552.)

Äußere Hilfen dürfen der Familie nicht verweigert werden, entscheidend aber ist letzlich ihre eigene *innere Lebenskraft, ihr Wille zur Daseinsbehauptung und ihre religiös-sittliche Grundhaltung*. Fehlen diese, so führt trotz materiellen Wohlstands die Entwicklung zu den traurigen Erscheinungen, die eingangs erwähnt wurden. Verweigert die Familie die Erfüllung ihrer ureigenen Fortpflanzungsaufgabe, so kann auf die Dauer nicht ausbleiben, daß die zur Aufrechterhaltung des Lebensstandards notwendigen Nachwuchskräfte fehlen, die Überalterung unseres Volksganzen fortschreitet und schließlich die starke Geburtenfreudigkeit Asiens und Afrikas das geburtenarme Europa überwältigt.

Glücklicherweise zeigen aber auch die Geburtenzahlen westlicher Länder seit Kriegsende eine erfreuliche steigende Tendenz. So konnte die *Soziale Woche Frankreichs*, die für den sozialen Katholizismus unseres Nachbarlandes repräsentativ ist, im letzten Jahr mit Freude und Stolz feststellen, daß die Probleme der Familie ein neues Interesse finden und die Familie nach einer langen und schwierigen Periode der Geringschätzung von neuem Hochschätzung und Förderung findet. Der Substitut des Staatssekretariats *Msg. Dell' Aqua* zollte in einem im Namen des Heiligen Vaters an den Kongreß gerichteten Schreiben „einen prächtigen Aufstieg der Familie" seine Anerkennung. „In allen sozialen Schichten sind christliche Heime gegründet worden, die voll Hingabe und Mut sind, die Vertrauen in das Sakrament der Ehe setzen, das ihr eheliches Leben heiligen soll, und die Verantwortung der Geburt und Erziehung zahlreicher Kinder auf sich nehmen. Ihre spirituellen Ziele sind hochgesteckt, ihr Beispiel ist mitreißend. Solche Familien bilden eine große Hoffnung für Kirche und Gesellschaft." Diese Veränderung ist eine Folge der Bemühungen der verschiedenen Familienbewegungen und der wirksamen Familienpolitik des französischen Staates. Eine ähnliche Entwicklung ist in den USA festzustellen, dort hat sich seit 1940 die Zahl der Kinder im Alter bis zu fünf Jahren um fast 70 Prozent erhöht. Die Zahl der amerikanischen Familien mit drei, vier oder mehr Kindern steigt dauernd. Sollte allein das deutsche Volk einen *langsamen Selbstmord* begehen und aus Mangel an Lebenswillen und Gottvertrauen vor dem geburtenreichen kommunistischen Osten freiwillig kapitulieren? – **Kp.**

Lebendes Wasser



„Ich werde über euch ein reines Wasser ausgießen und ihr werdet gereinigt werden. Ein neues Herz werde ich euch geben und einen neuen Geist. Ihr werdet mein Volk sein und ich euer Gott." Wie ergreifend diese Weissagung Ezechiels (36, 25-28)) in Erfüllung gegangen ist, zeigt uns die feierliche Weihe des Taufwassers, die einen neuen Abschnitt der nächtlichen Osterliturgie bildet.

Als geistige Einstimmung wird nach den Lesungen der erste Teil der Allerheiligenlitanei gesungen, die uns daran erinnert, daß wir alle eine einzige große Gemeinschaft bilden: die Getauften, die Heiligen im Himmel, Gott der Dreifaltige. Dann stimmt der Priester eine Präfation an, einen feierlichen Dankgesang dafür, daß der Herr uns die Taufe gab und durch sie ein neues Volk geschaffen hat, die Kirche. „O Gott", heißt es darin, „dessen Geist über den Wassern schwebte am Anfang der Welt, auf daß die Natur des Wassers schon damals die Kraft empfange, heilig zu machen: O Gott, der du unsere Wiedergeburt vorgebildet hast in den Wogen der Sintflut, der du abgewaschen die Schuld der sündigen Welt in den Wassern, auf daß im Geheimnis dieses einen Elementes Untergang sei für die Sünde, für die Tugend ein neuer Beginn: Schaue, o Herr, in das Angesicht deiner Kirche und mache zahlreich in ihr die Wunder deiner Wiedergeburt. Erfreuest du doch deine Stadt mit dem mächtigen Strom deiner Gnade und öffnest den Brunnen der Taufe, um neu zu schaffen alle Völker der Erde. Laß diesen Brunnen auf das Wort deiner Majestät die Gnade deines Eingeborenen empfangen vom Heiligen Geist." Nun teilt der Priester das Wasser in Kreuzform nach den vier Seiten, indem er darum bittet, daß „dieses Wasser hier, bereitet für die Wiedergeburt der Menschen, befruchtet werde vom Heiligen Geist durch die geheimnisvolle Mitteilung seines göttlichen Odems. Es empfange die Kraft, um heilig zu machen, und aus dem makellosen Mutterschoße des göttlichen Brunnens steige empor ein himmliches Volk, zu neuen Geschöpfen geboren. Und seien sie auch verschieden nach Geschlecht und nach Alter, zu gleicher Kindheit gebäre

Schluß auf Seite 25

Glaubensbotschaft der Osterwoche

Ostersonntag

„Auferstanden bin Ich und bin bei dir!" Wenn am frohen Ostermorgen der Gläubigen Schar hinaufschaut zum weihrauchumhüllten Altar, wenn die Menschen sehen, wie der Priester, auf der rechten Seite vor dem aufgeschlagenen Buche stehend, das heilige Kreuzzeichen schlägt und die ersten Worte der Ostermesse spricht, dann sehen sie nicht mehr ihn, den Priester, den Gemeindepfarrer: Christus steht dort, der durch den Pfarrer wirkt und lehrt und betet und opfert. Christus ist es, der die Osterliturgie — der allen Gottesdienst — vollzieht. Und der hl. Ostermesse allerersten Worte — Jesu Ostergruß an uns — heißt „Auferstanden bin Ich und bin bei dir!" Bin bei jedem einzelnen von euch!

Ostermontag

Was Wunder, wenn die Kirche gleich am nächsten Tage, am Ostermontag, im Evangelium innigst bittet: „Herr bleibe bei uns, denn es will Abend werden!"

Osterdienstag

Bleiben soll Er bei uns. Wozu? Daß Er uns gut sei? Uns segne? Das tut Er ja, seit langem schon. Seit dem Tage unserer Taufe. Er ist gut — doch ungut sind wir. Es fehlt uns die Weisheit, bei Ihm zu bleiben, immer und bei jeder noch so irdischen Entscheidung. Darum das Beten der Osterdienstag-Messe: „Er tränke sie mit den Wassern der Weisheit." Er hat getränkt Seine Heiligen, und sie wurden „groß in Ewigkeit". Möge Er nun auch uns tränken, die wir meinen, in gar großem Licht zu leben, im Licht des 20. Jahrhunderts. In einem Licht, das in Wirklichkeit Nacht ist. Nacht der Unweisheit, weil es zu strahlen sucht ohne Gott und Gott zum Trotz.

Ostermittwoch

„Herr, bleib bei uns, lehre uns die Weisheit." Am Ostermittwoch kommt uns durch der Tagesmesse Evangelium Christi Antwort auf unser Bitten: „Ich gehe euch voraus nach Galiläa!" Kommt mir nach! Dort ist der See Genesareth mit seinen schwankenden Wellen. Petrus wollte diese Wellen überschreiten, um zum Herrn zu gelangen, der auf den Wogen wandelte. Petrus versank, und er schrie nach dem Herrn. Und Jesus half. „Kommt Mir nach", hatte Er gesagt. Und auch: „Ohne Mich könnt ihr nichts tun!" Wir dürfen nicht bleiben, wo wir sind: Gehet fort vom Eigenwillen, kommt Mir nach, wo es heißt: „Dein Wille geschehe!" Doch — betet um die Gnade des Nachkommens! Rufet nach Mir, wie Petrus es tat, und ihr werdet nicht versinken, und ihr werdet tun den Willen des Vaters.

Osterdonnerstag

„Dein Wille geschehe!" Es lag ein stilles Grab im Garten — doch das Grab war leer. Von diesem Grabe spricht die hl. Messe des Osterdonnerstages. „Bleibe bei uns", beten wir am Ostermontag. „Bleib bei diesem Grabe", will es am Osterdonnerstag heißen. Laß sterben dort den alten Menschen, aber wirklich! So daß er niemals mehr auferstehe! Dann wird auferstehen in dir aus dem Grabe Christi der Herr. Und du wirst Sein ewiges Leben in dir haben.

Osterfreitag

Fürchte dich nicht, weder vor dem Sterben deiner Lüste zur Sünde noch vor der Finsternis deiner Schwachheiten und Verwirrungen. Ich habe den Tod überwunden — um dir zu helfen. „Ich bin bei dir!", heißt es in den Texten der heutigen hl. Messe.

Ostersamstag

...Er ist bei uns. Darum singen wir in der heutigen hl. Messe: „Lobet, ihr Kinder, den Namen des Herrn. Rufet an Seinen Namen und verkündet unter den Menschen, was Er getan! Alleluja!"

Alleluja in alle Ewigkeit! H.K.

Aus unseren Gemeinden



„Bei der Volkszählung von 1941", schreibt P. A. Weiler C.S.B. aus Windsor, Ont. in der Wochenschrift „Nord-Amerika" wurden in Canada 111,000 Katholiken deutscher Abstammung ermittelt, etwa 1 Prozent der Gesamtbevölkerung und etwa 2 Prozent aller Katholiken des Landes. So klein diese Gruppe (damals war), so bedeutend war die Rolle, die sie in der Geschichte Canadas gespielt hat.

„Über die wenigen deutschstämmigen Katholiken der Seeprovinzen und der Territorien brauchen wir nicht viele Worte zu verlieren. Die Prinz-Eduard-Insel wies 1941 nur 33 deutsche Katholiken auf, und Neu-Braunschweig 253. Heute leben in der Diözese Bathurst (N.B.) nur etwa 25 deutschsprechende katholische Familien, die in örtliche Kirchengemeinden eingegliedert sind.

„In Neuschottland betrug die Gesamtzahl im Jahre 1941 immerhin 1121. Die meisten von ihnen sind Nachkommen der früheren Einwanderer, die 1750-52 Lunenburg gründeten und unter denen neben einer Mehrheit von Protestanten auch etliche Katholiken waren.

„In der Provinz Quebec befand sich seit 1941 die größte Gruppe stammdeutscher Katholiken — etwa 2000 — in der Stadt Montreal. Die übrigen waren über die ganze Provinz verstreut; man fand z. B. einige Familien in den Städten Sept-Isles, La Brieville und Bai-Comeau der Diözese Hauterive.

„Die St. Bonifatius-Gemeinde in Montreal bildete sich 1930 aus 225 Familien sogenannter Volksdeutscher aus allen Teilen der ehemaligen Donaumonarchie. Von 1933 bis 1946 benutzte die Gemeinde eine Kapelle, die von arbeitslosen Gemeindemitgliedern für einen Wochenlohn von drei Dollar errichtet wurde. Später wurde die Gemeinde wohlhabender, und 1946 konnte das jetzige Kirchengebäude, 218 Roy Street, eingeweiht werden. Eine Versammlungshalle ist der Kirche angeschlossen.

„Auf Veranlassung der deutschen Katholiken Montreals wird mit Zustimmung der „Montreal Catholic School Commission" in der im Pfarrsprengel liegenden öffentlichen Schule seit mehr als 20 Jahren täglich zwanzig Minuten Deutschunterricht gegeben: (Lehrer: Heinrich Hock und Karl Schreiner.)

„Vier Kirchenvereine entstanden im Schoß der Gemeinde, je einer für Männer und Mädchen, und zwei für Männer und Frauen, darunter der Dritte Orden des hl. Franziskus. Als 1955 die damals 450 Familien zählende Gemeinde ihr Silberjubiläum beging, hielt Kardinal Léger eine Ansprache, die mit deutschen Worten begann. Die Gemeinde wird seit 1930 von Pater Adalbert Debel O.F.M. betreut.

„Eine weitere Gemeinschaft von rund 1900 deutschstämmigen Katholiken lebte 1941 in der Stadt Vancouver, B.C., wo der Oblatenpater Jakob Walliser sie in die heute blühende Gemeinde von der Hl. Familie zusammenschließen konnte. (Heutiger Pfarrer ist Pater P. A. Riffel O.M.I.). Die übrigen 1700 Deutschkatholiken von Britisch Kolumbien sind in kleinen Grüppchen über mehrere kleine Städte verstreut, wie z. B. Kelowna und Rutland im Okanagan-Tal."

Hier müssen wir unseren Berichterstatter unterbrechen. In einer der sogenannten „Vorstädte" Vancouvers, in Lulu Island, Vancouver, finden wir die St. Monika-Gemeinde, geleitet von dem deutschen Augustinerpater Conrad Renneisen. Das Gebiet Vancouver hat somit zwei deutsche Gemeinden. Und weiter: Nicht in „kleinen Grüppchen" leben die Deutschkatholiken British Columbiens außerhalb der Stadt Vancouver,die deutschen Katholiken Kelownas z. B. sind eine ziemlich große Gruppe. Doch ohne deutschsprechenden Priester. Wir werden nun dem Berichte weiter folgen:

„Toronto umfaßte 1941 ebenfalls eine 1900 Seelen zählende Gruppe deutscher Katholiken, die bis 1956 auf 3000 angewachsen war. Die deutsche katholische Gemeinde von St. Patrick hatte im sich im Jahre 1929 aus etwa 70 deutschen Familien unter Leitung deutscher Redemptoristenpatres gebildet.

„Diese Gemeinde ist sowohl kirchlich als auch gesellschaftlich äußerst rührig. Sie verfügt über eine Kreditgenossenschaft, einen Bestattungsverein, Klubs, Sodalitäten, Kegelvereine, eine Musikkapelle, Schauspielergruppen, Kolpingsverein, Chöre usw." (Auch über ein dreistöckiges deutsches Vereinshaus mit Theatersaal, Versammlungsräumen, Küchen, Kindergarten und einen eigenen Ausflugspark mit Schwimmbad, Spielplätzen, Erholungs- und Spielräumen in Elgin Mills bei Toronto. Red.)

(Weiteres folgt)

Ein gottergebener Mensch fügt zuerst im Innern seine Werke, die er draußen treibt. Nicht nach dem Wunsch fehlerhafter Neigung, sondern nach dem Entscheid der rechten Vernunft lenkt er sie. Ein großer Kampf, sich selber besiegen!

Nachfolge Christi

Aus der katholischen Welt

Die Diözese Danzig erhielt 32 Jahre nach der Gründung jetzt ein eigenes Priesterseminar. Das in Danzig-Oliva erbaute neue Christkönig Seminar wurde in Anwesenheit von Bischof-Koadjutor Nowicki feierlich eröffnet. Bisher mußten die Theologiestudenten aus Danzig in den Seminaren anderer Diözesen studieren. In dem neuen Danziger Seminar sind zur Zeit 25 Seminaristen eingeschrieben. Die Diözese Danzig wurde 1925 vom Heiligen Stuhl gegründet. Damals war Danzig Freie Stadt. 1939 kam sie wieder zu Deutschland, seit 1945 steht sie unter polnischer Verwaltung. Der Bischof von Danzig, Karl Maria Splett, der nach dem Krieg von den kommunistischen Machthabern in Polen inhaftiert und nach dem Regierungswechsel im Herbst 1956 freigelassen wurde, lebt heute in Bad Godesberg.

Mittlerer Orient — Die Lage der christlichen Konfessionen im Nahen und Mittleren Orient hat sich in der letzten Zeit teilweise verschlechtert. Besonders schwer ist es für die Christen in Ägypten und Syrien geworden, seitdem der sowjetische Einfluß in diesen beiden Ländern immer breiteren Boden findet. Abgesehen von den bekannten Vorgängen in Ägypten haben neuerdings die Katholiken in Syrien von der sich immer mehr ausbreitenden kommunistischen Strömung vieles zu befürchten. In Persien, das verhältnismäßig wenige Katholiken hat, ist die Lage besser. Auch die Türkei bemüht sich, den Katholiken Gerechtigkeit zuteil werden zu lassen und will diplomatische Beziehungen mit dem Heiligen Stuhl aufnehmen.

Südafrika — Freiwillige für Afrika — Siebzehn Professoren haben sich freiwillig für die neuerrichtete katholische Universität Pius' XII. in Basutoland in Südafrika zur Verfügung gestellt. Sie beantworteten damit einen Aufruf des Verbindungsbüros der Internationalen Katholischen Organisationen (O.I.C.) zu den Missionen. Unter den Professoren sind sieben Holländer, drei Deutsche, zwei Engländer, ein Österreicher, ein Schweizer und ein Irländer. Zwei weitere Meldungen kamen aus Kolumbien und aus Indien.

Japan — Neue Schulbauten der Jesuiten in Japan — Zwei neue Schulgebäude für die höheren Schulen der Jesuiten in den japanischen Städten Hiroshima und Kobe sind vor kurzem fertiggestellt und eingesegnet worden. Die „Rokko-High und Middle School", die 1937 in Kobe gegründet wurde, erhielt ein großes Gebäude, in dem neben sechs Klassenräumen und einer Turnhalle eine große Aula mit über 1000 Plätzen eingerichtet ist. An der Schule studieren zur Zeit 870 Schüler, von denen 200 katholisch sind. In Ergänzung eines 1955 errichteten vierstöckigen Flügels der höheren Schule der Jesuiten in Hiroshima wurde ein zweiter, gleichgroßer Flügel fertiggestellt, den der Apostolische Internuntius in Japan, Erzbischof Maximilian von Fürstenberg, am Fest des heiligen Franz Xaver einsegnete. Das Gebäude enthält sechs modern eingerichtete Laboratorien, drei Klassenräume, eine Bibliothek und Verwaltungsräume.

Argentinien — Eltern protestieren gegen Entfernung des Kreuzes. — Wegen der Entfernung des Kreuzes aus einer argentinishen staatlichen Schule in Colonia Carolina sind die Eltern der Schüler in den Boykott getreten. Seit die Provinzialschulbehörde die Beschwerden der Eltern über die örtliche Schuldirektion abschlägig beurteilte, schicken die Eltern ihre Kinder nicht mehr in die Schule. Diese mußte daraufhin geschlossen werden. In einem gemeinsamen Protestschreiben an den argentinischen Erziehungsminister erklärte die Elternschaft, daß sie nicht daran dächte, ihre Kinder in eine „gottlose Schule" zu schicken. Sie werden den Boykott solange aufrecht erhalten, bis das Kruzifix wieder in der Schule angebracht würde.

Heiligsprechung angekündigt — In Anwesenheit Papst Pius XII. sprach die Ritenkongregations im Thronsaal des Vatikans das Urteil über die der Fürsprache des Seligen Carlo de Sezza und Joaquina Vedruna y Mas sowie der spanischen Ordensfrau Maria Teresa Jornet y Ibers zugeschriebenen Wunder. Nachdem alle Mitglieder der Kongregation sich positiv entschieden haben, ist es nun dem Papst vorbehalten, das Datum der beiden Heiligsprechungen und der Seligsprechung festzusetzen. Carlo da Sezza gehörte dem Franziskanerorden an. Er wurde am 19. Oktober 1613 geboren und starb im Jahre 1670 in Rom. Joaquina Vedruna y Mas war Witwe und gründete die Genossenschaft der Karmeliterinnen von der Liebe.

Recht auf christliche Erziehung — Im Vatikan wird der Wortlaut einer bedeutsamen Ansprache bekanntgegeben, die Papst Pius XII. vor kirchlichen Assistentinnen der italienischen katholischen weiblichen Jugend gehalten hat. Darin betonte der Papst, daß die Kirche ihre Erziehungsinstitute und Unterrichtsanstalten schätze und schütze. Niemand dürfe den erhabenen Charakter der Arbeit an diesen Instituten in Zweifel ziehen. Die Bedeutung der kirchlichen Schulen werde durch den Grimm unterstrichen, mit dem die Feinde der Kirche gerade diese Institute bekämpfen und ihre Tätigkeit zu hemmen versuchen. Sie vergäßen, daß der Staat wohl die Pflicht habe, den Unterricht und die Erziehung zu gewährleisten, aber keinesfalls das Recht besitzen, den Familien eine bestimmte Erziehungsform aufzuzwingen. Die kirchlichen Schulen, so sagte der Papst, müßten wahre Kampfbahnen menschlicher und christlicher Bildung sein.

„Gebt mir zwei Bomber . . ." — Der durch seinen unermüdlichen Einsatz für die Bekämpfung des Aussatzes bekannte katholische französische Arzt Raoul Follereau hatte für den 26. Januar zum fünften Male zu einem Welttag der Aussätzigen aufgerufen. „Es geht all jene an, die sich dreimal am Tag satt essen können und etwas naiv glauben, alle könnten das", stellt der Arzt fest. Man wisse, daß der Aussatz geheilt werden kann, und lasse dennoch Millionen von Menschen elend dahinsiechen. „Gebt mir zwei Bomber, und wir könnten alle Aussätzigen der Welt behandeln", ruft Follereau den Großmächten zu. Der Welttag der Aussätzigen wurde im vergangenen Jahr in 80 Staaten begangen.

An Lourdes-Fahrt verhindert — Die polnischen Bischöfe werden an den Jubiläumsfeiern in Lourdes nicht teilnehmen, hat der Primas von Polen, Stefan Kardinal Wyszynski, in einem Schreiben an den Bischof von Tarbes und Lourdes, Pierre Marie Théas, mitgeteilt. Die polnischen Oberhirten hätten der Einladung gern Folge geleistet, hieß es in dem Brief. Ihre ungewöhnliche Lage und die heiklen Verhältnisse in Polen ließen dies aber nicht zu. Polen gebe die Hoffnung auf günstigere Tage und volle Freiheit nicht auf. Heute aber sei es nur „ein schwacher Schein, der durch dunkle Wolken fortgesetzter Drohungen und Alarme dringt".

MUTTER KRUEGER

von Josef Hachmann

Und wieder kam Frau Krüger aus der Kirche. Am hellen Werktag-Mittag. Sie ging mit Schritten, die nicht voran wollten. Und durch die Fenster — verschlossen und unverschlossen — sahen Frauen ihr nach. Nur flüchtig — so zwischen Feuerschüren und Gemüseputzen. Sie dachten: Bei Krügers stimmt es auch nicht mehr.

Sie hatten recht, die Frauen. Die Luft im Hause Krüger war geladen. Man sprach nicht viel. Man sagte: „Guten Morgen!" und „Gute Nacht!" Und zwischendurch tat jede ihre Arbeit — die Schwiegermutter Krüger und ihre Schwiegertochter. Und wenn das Schweigen unterbrochen wurde — es kam nicht häufig vor — und die eine meinte, die Kartoffeln wären gar, dann war die andere nicht derselben Ansicht.

Und abends kam Matthias von der Arbeit und forschte ängstlich in der Beiden Augen. Und sprach beim Abendbrot, als wäre schönster Friede. Doch er sprach meistens allein und ging dann traurig schlafen — oder auch ins Wirtshaus.

Es war seltsam. Und einem Christenmenschen kaum verständlich. Denn Muter Krüger war eine religiöse Frau und ihre Schwiegertochter auch. Sie gingen meist auch werktags in die Messe. Doch sie gingen einzeln — nicht mehr zusammen wie in den ersten Wochen.

Mit einer Lächerlichkeit hatte es begonnen. Matthias stand am Abend bei seiner Frau und half ihr, das Geschirr abtrocknen. Und Mutter Krüger fand das nicht in Ordnung. Das hätte sie bei ihrem Manne nie geduldet, sagte sie. Sie sagte es gereizter, als sie wollte und ging dann aus der Küche. War das denn falsch gewesen, was sie sagte? War sie denn nicht die Mutter ihres Sohnes, die nur sein Bestes wollte?

Und wenige Tage später gab's Salat. Sie sah, daß ihre Schwiegertochter ihn mit Zucker zubereitete. „Mein Sohn liebt keinen Zukker im Salat", bemerkte Mutter Krüger. Durfte sie als Mutter denn nicht mehr sagen, was ihr Sohn nicht aß? Die Schwiegertochter aber verstand es als eine Einmischung in ihre Rechte: Ob Zucker oder nicht, bestimme sie und niemand anders.

Und eines Tages erschien ein Mann in Krügers Haus. Er brach die Mauer zwischen zwei kleinen Zimmern, die ein großes werden sollten. Kein Sterbenswörtchen hatte ihr Sohn davon erwähnt, der sonst der Mutter alles anvertraute. Aber dahinter stand nur ihre Schwiegertochter. Sie hatte ihn der Mutter ganz entfremdet. So meinte Mutter Krüger und sagte es. Sie sagte es andeutend und versteckt, was mehr verletzen kann als offene Worte. Und da war alles aufgebrochen, was bis dahin sich angestaut hatte und mühsam nur zurückgehalten war. Und Matthias — ganz hilflos — suchte zu vermitteln und stand zuletzt auf Seiten seiner Frau. Das brachte Mutter Krüger völlig in Verwirrung, und sie verstand nicht mehr die Welt und ihre Ordnung.

Seit diesem Tage sprach man nicht mehr viel. Man sagte „Guten Morgen!" und „Gute Nacht!" Und Mutter Krüger ging seit diesem Tage in die Kirche — am hellen Werktag-Mittag und kniete vor der Mater dolorosa. Doch auch die Schmerzensmutter hatte kein Verständnis — so schien es fast der Beterin: Sie zeigte nur auf ihren Sohn, der vor ihr auf ihren Knien lag und den sie hingab für die sündige Menschheit. So wollte es der ewige Ratschluß Gottes.

Was wollte denn derselbe Gott von ihr? Gab's etwas Größeres als eine Mutter? Und das nur möchte sie dem Sohne sein und gar nichts anderes. War das nicht genug? So fragte Mutter Krüger im Gebet. Doch die Mutter des Guten Rates gab immer nur dieselbe Antwort: Sie zeigte auf den hingegebenen Sohn in ihrem Schoße.

Sie ist doch eine Mutter genau wie ich — warum versteht sie nicht, um was ich bete? Doch sie verstand sie schon, die Gottesmutter und kannte auch das Leid, wenn sich der Sohn von einer Mutter trennt. Aber sie war nicht nur Mutter — sie war mehr: *sie war die Mater dolorosa.*

Das war nicht nur die Mutter aus Fleisch und Blut — das war die Mutter aus dem heiligen Geiste, der über sie gekommen war an jenem Tage, an dem sie sprach: „Ich bin die Magd des Herrn."

Erkannte das Frau Krüger? Nein, sie begriff nicht. Sie konnte sich nicht lösen aus einer Mutterliebe ,die stecken blieb in ihrer Eigenliebe und ihren Sohn nicht hingab wie Maria. Und doch lag es im Ratschluß ihres Gottes, daß sie zur Mater dolorosa werden sollte — wie jede Mutter, die sich Christin nennt.

Doch eines Tages kam Mutter Krüger aus der Kirche — sie hatte länger dort gekniet als sonst — und sagte freundlich zu der Schwiegertochter: „Nur noch zwei Stunden, dann kommt *dein* Matthias von der Arbeit." Und seit dieser Stunde hatte Mutter Krüger nicht nur einen Sohn, sie hatte auch noch eine liebe Tochter. –

Das Leben schreibt die ungewoenlichen Geschichten

von Wilhelm Auffermann

Zwei seltsame Wohltäter

Durch das Ableben des Hausierers Philipp Amiel ist die französische Riviera um ein bekanntes Original ärmer geworden. Philipp Amiel war ein buckliger Vagant. 50 Jahre lang trieb er sich mit seinem Holzkästchen an der Meeresküste herum und verkaufte den Fremden für teures Geld wertlose Erinnerungen. Es waren angeschwemmte Muscheln, die er bei Ebbe am Strand auflas und mit etwas bunter Farbe bekleckste. Meistens postierte er sich damit in der Nähe einer Spielbank. Philipp Amiel spekulierte nämlich mit der Dummheit der Menschen. Passionierte Roulettespieler waren seine Hauptkunden. Ein alter Aberglaube behauptet, daß das Berühren eines Buckels Glück bringt. Philipp Amiel zeigte sich keineswegs gekränkt, wenn ein Käufer „unabsichtlich" mit der Hand über seinen Buckel strich.

Nun hat die Nachricht Philipp Amiels eine verblüffende Erklärung gefunden. Der alte Hausierer, der in Lumpen einherging, hinterließ in Nizza ein Bankkonto, um das ihn ein Großkaufmann beneiden könnte. Er war steinreich. Sein Buckel hatte in erster Linie ihm selbst Glück gebracht. Das viele Geld vermachte er großzügig einem Krüppelheim. Aber Philipp Amiel bereitete der Bevölkerung noch eine andere, viel größere Überraschung. Als er Aufgebahrt wurde, stellte sich heraus — daß er einen künstlichen, mit Werk ausgestopften Buckel trug.

Auch in Neapel starb kürzlich ein sehr origineller Mensch: der Straßensänger Justino Nicola. Im Hafenviertel kannte man ihn nur unter dem Spitznamen „der Gratulant". Justino Nicola führte genau Liste über alle Händler und Ladenbesitzer des Marktes. Jeden Morgen sah er im Kalender nach, wer Namenstag hatte. Im Nu versammelte sich das Volk, wenn Justino Nicola, gefolgt von einer Schar bloßfüßiger Straßenkinder, mit seiner Gitarre vor einem Laden auftauchte. Seine wohlklingende Stimme fand bei den einholenden Signorinas begeisterte Unterstützung. Der Padrone trat auf die Ladenschwelle, warf sich stolz in Positur und ließ die Huldigungen wie einen wohltuenden warmen Regen über sich ergehen. Sprangen zum Abschluß des Ständchens noch ein paar Knallfrösche übers Pflaster — dafür sorgten die Bambini —, dann wischte sich das „Namenskind" gerührt die Tränen aus den Augen und ließ aus seinem Laden einen Strom besten Weines in die Kehlen des Volkes fließen. Selbstverständlich auf Geschäftsunkosten. Das war eine Reklame, die sich für den Umsatz bezahlt machte — aber auch für Justino Nicola.

Aber nicht jedem Ladenbesitzer wurde die Ehre zuteil. Eher hätte sich Justino Nicola die Zunge ab-

---

Lebendiges Wasser

Schluß von Seite 20

als Mutter sie alle die Gnade. Fernab weiche von hier auf deinen Befehl, o Herr, jeder unreine Geist, weithin fliehe alle Bosheit teuflischen Truges. Keinen Raum habe hier die Einwirkung feindlicher Macht, nicht kreise sie lauernd umher, nicht schleiche sie heimlich heran, mit ihrem Gifthauch verderbe sie nicht". Zum Zeichen dafür, daß er dieses Wasser für Gott in Besitz nimmt, berührt der Priester es mit der Hand und segnet es dreimal. Nochmals teilt er es und gießt davon nach den vier Himmelsrichtungen, um die Gnadenströme anzudeuten, die von der Kirche und ihren Sakramenten ausgehen. Dreimal haucht er sodann über das Wasser als Zeichen für den Gnadenhauch des Heiligen Geistes: „Weihe du mit deinem Munde dieses lautere Wasser. Es wasche nicht nur den Körper rein auf natürliche Weise, sondern möge auch die Reinigung der Seelen bewirken." Dreimal und jedesmal tiefer senkt der Priester die Osterkerze ins Wasser und bläst, während er die Kerze ins Wasser hält, dreimal hinein, um anzudeuten, daß der Heilige Geist dem Taufwasser mitgeteilt wird, so daß die Täuflinge in Wahrheit „aus dem Wasser und dem Heiligen Geist" getauft werden. Nachdem er sich selbst und die Gläubigen mit dem neugeweihten Osterwasser besprengt hat, gießt er zuerst Katechumenenöl, dann Chrisam, dann beides zusammen hinein mit den Worten: „Der Chrisam der Heilung und das Öl der Salbung und das Wasser der Taufe seien zusammengetan im Namen des † Vaters und des † Sohnes und des † Heiligen Geistes. Amen."

Die Erneuerung der Taufgelübde und der zweite Teil der Allerheiligenlitanei schließen die Taufwasserweihe ab. Sie wurde in der Osternacht vollzogen, und wo immer nun dieses Wasser über die Stirne eines Täuflings fließt, vollzieht sich an ihm das österliche Geheimnis der Auferstehung und des Lebens, eines neuen Lebens. –

gebissen, bevor er einem Preistreiber zur Popularität verhalf. Das wußte die Bevölkerung und rechnete es ihm hoch an. Mancher Marktkommissär hätte sich an der Unbestechlichkeit des Straßensängers ein Beispiel nehmen können.

Eines Morgens gerieten am Mercato ein Fleischer, zwei Obsthändlerinnen und ein Bäcker in eine peinliche Situation. Sie waren redliche Kaufleute und erwarteten in festlicher Stimmung ihr Namenstagständchen — aber der „Gratu" lant" ließ sich nicht blicken. Tuschelnd steckte die Nachbarschaft die Köpfe zusammen. Am späten Nachmittag begaben sich die vier Ignorierten tiefgekränkt zur Behausung des Straßensängers, um der Ursache des unverdienten Boykotts nachzuforschen.

Justino Nicola lag friedlich auf seinem Strohsack und rührte sich nicht. Seine Gitarre und seine Lieder waren für immer verstummt.

Sein Herz hatte aufgehört zu schlagen.

Der Straßenmusikant bewohnte beim Hafen eine einzige, elende Bretterhütte, die er sich aus alten Marktkisten zusammengenagelt hatte. Als ein Karabiniere die paar Habseligkeiten des Verstorbenen registrierte, entdeckte er, im Strohsack verborgen, ein dickes Bündel Banknoten. Es handelte sich um kein Vermögen wie bei Philip Amiel, aber immerhin für einen Straßensänger um eine Menge Geld. Bei den Scheinen lag ein Zettel: „Sollte ich plötzlich sterben, gehören meine Ersparnisse den ärmsten Kindern des Hafenviertels. Die kleinen Engel laufen in Lumpen herum."

Es wurde ein seltsames Begräbnis. Sämtliche Straßenmusikanten Neapels nahmen daran teil und ließen gedämpft ihre Mandolinen und Gitarren klingen. Tausende Menschen schlossen sich an. Den Sarg trugen abwechselnd die Händler und Geschäftsleute vom Mercato auf ihren Schultern. Während die Frauen schluchzten, trippelten an der Spitze des Zuges 60 Bambini, deren Augen in ungetrübter Freude strahlten: Zum erstenmal in ihrem jungen Leben trugen sie Schuhe an den Füßen.

Zufällig war es der Tag, an dem der brave Justino Nicola selbst Namenstag hatte. –

Die gute alte Zeit

So mancher brave Zeitgenosse ist fest davon überzeugt, in der verderbtesten aller Zeiten zu leben. Aber die angeblich so gute alte Zeit war keineswegs in allem besser als die unsrige. Das darf man doch wohl sagen, denn der Christ ist ja schließlich nicht verpflichtet, die „moderne Zeit" zu verleumden.

Was sagen Sie z. B. zu einem öffentlichen Vergnügungsprogramm wie das folgende, das der Engländer Charles Burney um 1770 herum aus Wien, also dem Wien Haydns und Mozarts, in seinem Reisebericht mitteilt?:

„1. Wird ein wilder ungarischer Ochs in vollem Feuer (das ist mit Feuer unterm Zügel und mit Schwärmern an den Ohren, Hörnern und anderen Teilen des Leibes) mit Hunden gehetzt werden.

2. Wird ein wilder Bär auf eben diese Art gehetzt werden.

3. Wird gleich darauf ein großer Bär von Hunden zerrissen werden.

4. Werden die schnellsten Hunde einen Wolf jagen.

5. Wird man starke und hungrige Hunde auf einen sehr wilden und wütenden ungarischen Ochsen hetzen.

6. Ein frischer Bär wird vor die Hunde gelassen werden.

7. Wird ein eben gefangener wilder, starker Bär erscheinen und zum ersten Male von Hunden gehetzt werden, die mit eisernen Waffen versehen sind.

8. Ein sehr schöner afrikanischer Tyger . . . .

11. Und zum Beschluß soll ein wütender hungriger Bär, der seit acht Tagen keine Ätzung bekommen hat, einen jungen wilden Ochsen anfallen und auf der Stelle lebendig fressen; und wenn er nicht ganz damit fertig werden könnte, so steht ein Wolf bereit, der ihm zu Hilfe kommen soll."

Solche Schauspiele fanden häufig in einem Wiener Amphitheater statt, und es wohnten ihnen 2000 bis 3000 Personen bei, darunter Damen der Gesellschaft! So etwas wäre normalerweise immerhin heute im europäischen Felde nicht möglich, oder es gäbe jedenfalls einen Riesenskandal. F.A.

Schön ist es, von der Welt unterzugehen in Gott, damit ich bei ihm auferstehe.

Hl. Ignatius von Antiochien

Heimat aus Gottes Hand

Roman von Luis Trenker

Fortsetzung

„Sei glücklich auf deine Art, Mabel, und verzeih mir!"

Was sollte sie verzeihen? Seine Launen? Unberechenbar blieb alles an ihm. Er würde zurückkehren, wenn der Anfall vorüber war. Ach, dieses Europa, diese Menschen! Wer konnte aus ihnen klug werden! Es kam bei ihnen alles anders, als man es erwarten konnte, aber langweilig waren sie nicht, diese Menschen hier, das wollte sie ihm sagen ja, das wollte sie.

Sie horchte hinaus in die Nacht, ob sie vielleicht irgendwo seine Geige hören würde. Hatte er nicht in Bologna unter dem übelsten Gesindel gesessen — in der schlechtesten Spelunke, selbst wie einer dieser Tagediebe — und hatte ihnen vorgespielt?

Was war in Christoph gefahren? Nichts rührte sich. Keine Spur von ihm. Mabel tobte. Niemand hatte Christoph gesehen. Pietro war fort. Giorgio, der ihn vertrat, zuckte bloß die Achsel, schielte nach dem Zeichenblock und sagte mit höflichen Verneigungen, er hatte gelernt, die wichtigsten Worte Englisch zu sprechen: „Oh che bello — indeed very nice, Madam."

*

Wenige Stunden zuvor war ein Mann in einem grauen zerschlissenen Kittel nach Assisi gewandert. Als ihm der prächtige hellblaue Wagen des Podestà von Perugia in rascher Fahrt begegnete, trat er, wie es einem armen, landfahrenden Wanderer geziemt, bescheiden zur Seite in den Graben. Er wandte nicht einmal den Kopf zurück.

Als er aus der weiten Ebene Umbriens gegen die Vorberge des Apennin kam, dessen schneebedeckte Gipfel ihn grüßten, war der Tag im Scheiden. Eine schmale, langgezogene Wolke, die aufflammte, als wäre sie von reinem Golde, stand vor dem glühenden Ball der Sonne. Noch einmal fielen ihre Strahlen über das dämmernde Land. Sie hoben den heiligen Berg von Assisi aus dem Dunkel in das Licht empor. Das Städtchen mit seinen schweren Mauern und Türmen, das stille Kloster auf dem Gipfel, die Kirche, alles floß in ein einziges wunderbares Bild zusammen, verklärt im Scheine des abendlichen Lichtes.

Da hielt der Einsame, voll von Verwirrnis, inne und schaute um sich. Das Herz klopfte ihm bis zum Halse. Niemand war weitum zu sehen. Von einem Fuhrweg her schallte irgendwo der Gesang einiger Mädchen, die von den Feldern heimgingen.

Am Ende eines Pinienwäldchens setzte sich Christoph nieder. Aus dem Rund der schimmernden Weinberge und mildgrünen Ölbäume schöpfte sein Blick Frieden und Ruhe. Der liebe Gott selber atmete im Schoße dieser demütigheiteren Landschaft.

Mit dem Vergehen der allmächtigen Sonne senkte sich der Abend auf die Erde, und bald umstrahlte nur ein letzter goldener Schimmer noch die kauernde Gestalt Christophs.

Weit draußen ragte ein einsames Kreuz in die verglühenden Wolken des Abendhimmels. Es gab ihm Kraft und Hoffnung. Dann betete er, und die Zweifel, ob er auf dem rechten Wege sei, ließen nach. Lange verharrte er so, und in dieser einsamen Stunde schaute er in seinem Herzen den Heiland, der für die Menschheit auf Golgatha starb.

Die schrecklichen Bilder des über Europa ziehenden Krieges, der Habgier, der Marter und Zerstörung zogen an ihm vorüber. Die ungeheure Not der von dämonischen Fiebern geschüttelten Menschheit übermannte ihn, und er betete: „Herr, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun."

Christoph wußte nicht, wie lange er so auf den Knien verharrt hatte. Einsam in seiner selbstgewollten Verlassenheit, fühlte er den Frieden einkehren in sein Herz, und er beschloß sein Vermögen den Armen und Kranken zu opfern . . .

Die Sterne zogen über ihm ihre stille, rätselhafte Bahn, der gute Bruder Wind strich zart über die schlafende Landschaft.

Im großen Lied der Schöpfung aufgehend, schlief Christoph ein, und sein Antlitz lag in seliger Ruhe.

XXXIII

Nun war der Krieg auch über die Heimat gekommen. Und damit war manches anders geworden in Südtirol. Hatte man sich früher von einer Seite her in acht nehmen müssen, so mußte man sich nun nach zwei Seiten vorsehen und jedes Wort gut überlegen, bevor man es aussprach. Die Urlauber, die beim Lammwirt hinter dem Roten saßen, trugen die Uniform des Reiches. „Das erste, was uns das Dritte Reich geschenkt hat", spottete der Mutz und zupfte den Bergater Wolf an den Knöpfen. „Anderes werden wir nicht viel kriegen!"

Wovon die Urlauber nicht gern sprachen, davon sprach der alte Pfarrer auf der Kanzel, wenn er, jeden Sonntag schier einen aus dem Dorfe nannte.

Wen der Krieg nicht aus dem Dorf rief, den rief die hohe Abwanderungskommission in Bozen.

So stand an einem grauen, nebligen Tage im Herbst der alte Schmied in der großen Stube von Fioll. Kaum war er zu erkennen; denn er hatte sich nun auch den letzten Ruß aus seinem Gesicht gewaschen, endgültig sozusagen. Das beste Gewand, das dunkle, trug er. Es schlotterte nur so um seine hagere Gestalt. Wenig fühlte er sich wohl darin.

Den Leuten auf Fioll kam es vor, als wäre der Schmied mit einem Male ein anderer, ein Stadtmensch geworden. Er versuchte es mit einem Lächeln, halb gelang es nur, und rief, wie es seine Art war, wenn er auf Fioll kam, zu Nelda hinüber:

„Ein kleines Busserl, liebes Fräulein!"

War noch soviel Ruß in seinem Gesicht, Nelda hatte schon bestimmte Plätzchen auf seiner linken Wange, wohin der Alte seinen Kuß bekam. Doch heute, da alles an ihm so anders war, zögerte sie einen Augenblick, so sauber war alles an ihm, bis sie begriff, daß dies ein Abschied war für eine lange Zeit.

Dann saß der Schmied bei Agnes in der Stube.

„Nelda! Ich werde sie arg vermissen", sagte er, „und noch eine ist, die ich Euch anvertraue, Ev! Oft war sie bei mir in der Schmiede, auch wenn nicht gerade ein Eisen fehlte irgendwo in Tschelm!"

„Sie glaubt so fest an Lukas, wie sie an den Herrgott glaubt!"

„Es wird ihr Glück bringen, ihr Leid wird belohnt werden", sagte der Alte. „An Lukas kann man glauben. Er ist ein anderer geworden. Ich sehe es aus seinem Brief."

„Was schreibt er?"

„Er ist Soldat. Das Technische interessiert ihn nur mehr, soweit es dem Kriege dient. Den alten Goldiner, der politisch wohl gegenteiliger Ansicht gewesen sein mag, hat man fortgeschickt in ein Lager. Lukas konnte nichts für ihn tun. Wenn es dem Goldiner nur nicht so geht wie Dr. Gentili."

Agnes war erblaßt.

Ihr werdet Lukas sehen? Dann sagt ihm, was wir von ihm erwarten. Er muß Goldiner helfen."

„Möglich. Aber er wird wenig helfen können, er ist Soldat, und die Soldaten haben in politischen Dingen wenig zu sagen, so scheint es mir. Lukas soll einen Sprengkurs in Graz führen, schreibt er. Vielleicht kommt er dann auf einen Sprung nach Eisenerz. Ich trete dort eine Stellung im Hüttenwerk an, die mir Lukas vermittelt hat. Will sehen, ob so ein alter, eingerosteter Zeugschmied noch für den Ofen taugt. Aber dort werde ich wohl nur mehr ein halber Mensch sein."

Er lachte grimmig und doch so tieftraurig.

„Wenn Ihr Lukas trefft, Schmied, sagt ihm noch, daß Anselm die Seilbahn gebaut hat, seine Seilbahn, daß er mit ihm über die neue Wegstraße sprechen will und wissen möchte, was Lukas davon hält, eine Säge am Tschoi einzurichten. Der große Windbruch im Tschanwald muß aufgearbeitet werden. Anselm möchte ein großes Gatter bauen. Überall Arbeit für Lukas! Manches Mal kommt es mir vor, als würde dieses Fioll nun von Anselm die Summe alles dessen erzwingen, was die drei Brüder einzeln besaßen. Anselm hat jetzt viel Freude an allem Technischen. Und kein übles Wort hört man von ihm mehr über Christoph! Wie sagte er einmal: ‚Fioll ist ein Haus mit vielen Türen. Es hat auch eine Tür für solche, die spät erst kommen!' so sagte er."

„Das Schicksal geht seltsame Wege, Agnes" nickte der Schmied, „was Trine jetzt unter dem Herzen trägt, ihr Drittes, wird wieder ein Bub, glaubt mir's! Zu gut hat dem Herrgott trotz allem die Geschichte mit den drei Brüdern auf Fioll gefallen!"

„Ach, das müßt ihr dem Lukas erzählen: Oswald, dieser Ausbund eines Fiollerbuben, hat ihm trotz seiner knappen fünf Jahre die Machkammer gründlich geplündert."

„Der Lukas ist jetzt Soldat. Daß er noch eine Heimat hat, scheint er fast vergessen zu haben. Man muß seine Heimat erst verlieren, um sie zu besitzen. Ich spüre es, da ich nun in den Tagen bin, in denen ich gemächlich die Beine in die Sonne strecken und in Ruhe mein Pfeifchen rauchen könnte."

Agnes blickte eine Weile stumm vor sich hin, dann sagte sie: „Aber warum geht Ihr? Muß das sein?"

„Ich weiß selber nicht, wie das gekommen ist. Ich gehe gegen meinen Willen. Ich weiß, daß es falsch ist und daß ich nimmer glücklich sein werde. Aber reden wir nicht von mir, reden wir von Euren Söhnen, Agnes. Schon als Buben waren sie so sonderbar, und heute? Der älteste tut, was eigentlich der jüngste tun sollte: Er wird Soldat und zieht in den Krieg. Der jüngste wird, was man dem ältesten viel eher zudächte: Ein Frommer, ein Gottsucher. Gut daß der mittlere fest und sicher die Mitte hält. So aus der Ordnung dies alles, von außen gesehen, auch erscheinen mag: Wenn der Herrgott einmal etwas Besonderes anfängt, so führt er es auch zu einem guten Ende!"

„Drei Brüder, drei Wege, drei Temperamente. Ist es nicht auch sonst so in unserem Lande? Drei Volksteile, drei Temperamente, die nebeneinander leben sollten wie Brüder. In der Schweiz geht es doch gut, Deutsche, Italiener, Franzosen und Romantsch leben nebeneinader. Im alten großen Österreich lebten sogar dreizehn Nationen unter einem Dache, und in den Vereinigten Staaten sind es heute noch mehr! Grüßt Lukas und erinnert ihn an Fioll und an seine Mutter."

Der Schmied erhob sich: „Was ich Euch noch sagen muß, Agnes. Wißt Ihr, welches meine letzte Arbeit in der Heimat war?"

Sie sah ihm in die Augen. Er war nun ernst geworden.

„Ich habe unserem Doktor Gentili ein Grabkreuz geschmiedet. Einmal, in guten Jahren noch, kam er an meiner Schmiede vorbei. Ihr wißt, er ging lieber daran vorüber, als daß er davor stehenblieb. Das hatte so seine Gründe. Doch diesmal hielt er ein. ‚Schön, Meister!' rief er begeistert. Ich hatte gerade das Kreuz für den alten Bstoßvater am Feuer. Aufmerksam betrachtete er die Arbeit. ‚Im Grunde genommen', sagte er, ich habe seine Worte nicht vergessen, ‚wenn es um das letzte geht, ist so ein Kreuz, im Feuer, im Lebendigen also, geschmiedet, viel schöner und dem Sinn gemäßer als ein toter, kalter Stein!'"

Der Schmied schwieg eine Weile.

„Wir sind nicht immer gut gestanden, ein feiner Doktor — ein grober Schmied! Und dann — schließlich kam er ja auch von den andern. Die gute Frau Gentili — sie war zu still, zu sehr in sich gekehrt, um den großen Gedanken ihres Mannes folgen zu können —, welche Freude hatte sie, als ich ihr die Arbeit zeigte. ‚Ein später Dank!' sagte ich."

Agnes fühlte, wie ihr das Herz in den Schläfen pochte. „Erinnert Ihr Euch noch des einäugigen Federale? Er war des Doktors Feind von Anfang an. Nachts holte man Gentili aus dem Hause, schleppte ihn von Verhör zu Verhör. Nichts fand man an ihm, nichts! Was wollte man auch finden? Ist denn Liebe zu echtem Menschentum ein Verbrechen? Wie hat er an dieser Zeit gelitten! Er dachte weiter, er sah mehr als die anderen.

Man hatte ihn auf die Insel verbannt. Er starb auf dem Transport. So gering er das persönliche Schicksal nahm, das Unrecht, das an ihm geschehen war, empfand er schwer. Es hat ihm das Herz gebrochen."

Agnes war aufgestanden. Die Erinnerung überwältigte sie. Sie schwieg eine Weile und blickte hinaus in das Land.

Vom Walde her strich der Nebel. Einsam lag die Flur. In langen Schwärmen zogen Vögel über die Berge. Waren es die letzten? Alles ging, was der Erde noch Farbe und Freude verliehen hatte.

„Heimat', sagt Ihr? Es gibt auch eine andere Art, Heimat zu gewinnen. Gewiß: Heimat ist Liebe, Mühe, Arbeit, ist sorgende, mühende, nimmer rastende Hand. Heimat ist Sorge des Herzens, Heimat ist, wo wir lieben, wo wir leiden. In diesem Sinne hat Arturo Gentili, der welsche Doktor, wie ihn das Dorf hieß, hier in dieser deutschen Gemeinde eine Heimat gefunden. Heimat, wie ich sie verstehe, ist wie eine Mutter, so gütig, so voll Liebe, jede Stunde bereit, zu verzeihen und weit die Arme auszubreiten, um einen Einsamen, Ruhelosen aufzunehmen."

Der Schmied schneuzte sich ein bißchen verlegen. Er wollte nicht zeigen, wie ihm um das Herz war. Was war diese Agnes für eine Frau! Wie anders, wie mütterlich sah sie doch alles Geschehen! Wie würde er sie vermissen!

„Ja, Agnes, die Heimat holt die Menschen heim, die ihr gehören, wir aber sollen sie verlieren!" So sagte er. Und während er dies sprach, der Alte, mußte er plötzlich daran denken, daß unten im alten Schmiedhause schon das Wenige, das er besaß, in die Koffer und Kisten verpackt war, um über die Straße zu rollen, endlos fort über die Berge.

Ja, so war es nun.

Er strich über die Narbe auf der Stirn. Es wurde Zeit..

„Lebt wohl, Agnes!"

„Lebt wohl, lieber Freund, und erinnert Lukas an die Ev, er soll ihr schreiben. Ich bete alle Tage für ihn, er hat ja selbst keine Zeit dazu. Der Herr möge ihn gut aus dem Kriege heimkommen lassen!"

Lange noch hielt sie seine Hand in der ihren. Ein gutes Stück ihres Lebens ging mit dem Schmied aus dem Lande.

Sie sah ihm nach, wie er über den Anger schritt, und ,ohne zurückzuschauen, den Weg einbog in das Dorf. Langsam entschwand seine Gestalt ihren Augen.

„Es wird einsam!" dachte Agnes.

Es fröstelte sie. Enger zog sie das Tuch um die Schultern zusammen und blickte hinaus, wie der Nebel nun das Letzte, das noch in der Sonne geblieben war, verhüllte.

XXXIV

Fragt die Kinder in Orvieto, geht hinaus in die graue, schmutzige Vorstadt von Perugia, wo die Armen wohnen, fragt die Alten, die Siechen, die Kranken in Foligno, fragt irgendwo in Umbrien nach Bruder Girolamo, dem Fröhlichen, der von allen materiellen Dingen sich losgesagt hat, die Augen aller werden strahlen, und lächeln wird ihr Mund!

Aus den letzten Gassen und Winkeln eilen die Kinder herbei. Die Kleinen tragen die Kleinsten noch auf dem Arme mit, daß sie ihn hören, den Bruder der Freude, wie er spricht.

Von allem, was die Erde erfüllt, erzählt er. Von der Sonne, der köstlichen, beginnt er. Von den Wolken, den guten, hellen, den freundlich gesinnten, die Schatten schenken und köstlichen Regen, von den Vögeln, die mit ihnen in den Lüften leben, von den Bäumen! Seine Sprache wird wie ein Gesang, wenn er von den Bäumen spricht, den sich biegenden Pappeln, den gütigen Pinien, die wie ein Haus so gastlich sind, den Ölbäumen, den armen, die sich in Sehnsucht verzehren. Von den Blumen spricht er. Ach. wie liebt er sie alle! Seine schönsten Lieder bringt er ihnen dar! Die Tiere sind ihm wie Brüder vertraut. Nur von den Menschen spricht er selten. Von ihnen ist besser zu schweigen; denn die Menschen führen Krieg miteinander.

Seht sie andächtig stehen, die Alten. wie sie kindlich lächeln bei seinen Worten! Selbst der zahnlose Mund der Greise beginnt wieder, fröhliche Worte zu lallen. Doch die Männer selbst, die noch ganz im Leben sind, stehen mit finsteren

Mienen davor. Es ist Krieg in der Welt. Der Tod geht um. Was soll das Geschwätz der Kutte? Von der Sonne zu reden, wenn es um Granaten geht, von der Gnade der alles versöhnenden Macht, wenn die Flammen des Krieges aufleuchten, vom Guten, vom Unzerstörbaren im Herzen jedes Menschen, wenn der Teufel in die gesprungen ist und überall sein Werk treibt!

Ungläubig lächeln sie, diese Männer, die morgen vielleicht schon Soldaten sind, Gefährten des Todes. „Wir wollen gehen!" meint einer. Doch er geht nicht, er bleibt und hört, was Bruder Girolamo von jener alten Mutter erzählt, die in Afrika ihren Sohn, ihren einzigen, verloren hat. Sie hatte es schon völlig verlernt, mit Kleinen umzugehen, sie machte sich nichts aus ihren Kindern, doch als nun den Kindern ihres Sohnes auch die Mutter starb, brach dies alles wieder in ihr auf. Ja, die einsame, alte Frau wurde wieder Mutter ihren Enkeln.

Was spricht er von Müttern, denken die Männer. Doch sie verstanden ihn wohl, diesen seltsamen Bruder. Ist es nicht leichter, in die Schlacht zu gehen, wenn der Soldat weiß, es sind Mütter daheim, Frauen, die das Leben weitertragen? Und nun spricht er von jener Frau, die ihrem Manne, der schwerverwundet lag, das Kindlein, das neugeborene, in das Lazarett nach Frasineto trug, sieben Stunden weit, damit er er es noch sähe, ehe ihn der Todesengel riefe! Nein, als der Sterbende das Neugeborene in seinen Armen hielt, spürte er mit ihm das wiedererwachte Leben. Und er gesundete. Er lebt. Lächelt dort nicht eine junge Frau ihrem Manne in das Antlitz, das noch von den Schmerzen des Krieges gezeichnet ist?

Seht diesen Bruder Girolamo! Er weiß um alle Schicksale in Umbrien. Er sieht den Menschen in das Herz. Und nun? Er will seine Rede schließen. Doch seht! Es reicht ihm jemand aus der Menge eine Geige hin.

Ist es wahr — man erzählt in Umbrien —, als dieser da Bruder wurde, besaß er nichts als eine Geige, eine kostbare Geige. So kam er, von aller Habe entblößt, eines Tages an das Tor des Klosters von Assisi und pochte.

Der Pförtner öffnete: „Was willst du?"

„Führe mich — bitte — zum Pater Guardian, ich will Priester werden."

Schweigend empfing der Greis den Fremdling und segnete ihn.

„Was ist außer der Geige noch dein Eigentum?" fragte der Guardian mit milder Stimme.

Da erzählte der Fremdling sein Leben und legte die Geige auf den Boden vor sich hin, wies die leeren Hände und wurde aufgenommen in die Bruderschaft des Heiligen.

Dies geschah in der gleichen Stunde, da der greise Bruder Girolamo starb, der ihn, die Woche zuvor, an das Grab des Santo geführt hatte und ihm dort das Zeichen des Kreuzes an die Stirn schrieb. So erhielt er dessen Namen und Nachfolge.

*

Als zwei Jahre später der Krieg selbst mit hartem, ehernem Schritt in dieses Land einbrach, als die Straßen dröhnten vom Lärm der Kriegsmaschinen, als die Häuser, die Städte niedersanken, als die Not tausendfach aus allen Herzen schrie, wurde Bruder Girolamo allgegenwärtig wie die Not selbst, der er mutig entgegentrat. Und doch blieb er der Lieto, der Heitere. Wie ein Wunder nahm es das Volk in Umbrien auf, daß er die Sprache der Deutschen verstand, die im Lande kämpften, auch ihnen, den Verwundeten, Sterbenden, Bruder war, daß er zu den gefangenen Briten, den Amerikanern ging und auch zu ihnen in ihrer Sprache redete und ihnen half, als wäre er einer der ihren. Man rief ihn, wenn es zu vermitteln galt. Man holte ihn in die Lager, die Lazarette. Die gröbsten Spötter verstummten, wenn Bruder Griolamo furchtlos im ärgsten Feuer auftauchte, um seinen Auftrag zu erfüllen.

In jenen Tagen, als der erbitterte Kampf um Cassino ging, sah man den Lieto in den Reihen der Deutschen. Was suchte er?

Er hielt den Brief eines Kindes in der Hand. In steilen, ungelenken Buchstaben stand geschrieben:

„Lieber Bruder!"

Es war nicht die Anrede, wie sie ihm die Menschen gaben, es war irdisch, leiblich gemeint.

Er sah Nelda vor sich, das zarte, helläugige Kind, wie es sich auf den Zehen hob, still zu ihm emporblickte und sprach:

„Ich schreibe Dir aus mir selbst. Und nur wegen Lukas. Dies will ich Dir sagen, denn ich weiß, daß Du keine Briefe empfangen darfst, die Dir persönlich gelten. Doch Du bist mein Bruder, auch wenn Dich alle andern Menschen Bruder nennen. Mir bist Du doch anders Bruder als diesen allen.

Darum höre! Ich schreibe Dir, weil ich Dir sagen will, daß Lukas aus dem Kriege im Osten gekommen ist und zum Kriege nach Süden fuhr. Die Mutter sprach mit ihm, wenige Minuten nur, auf dem Bahnhofe in Bozen. Er ist Pionier, Feldwebel, und macht große Sprengungen. Die Nummer, unter welcher er Soldat ist, lautet 44741."

Christoph, der gelobt hatte, allem Lebendigen Bruder zu sein, war dem eigenen Bruder fremd geworden. Wie ein bohrender Schmerz hatte diese Erkenntnis auf seinem Herzen gelastet. Nun kam Nelda und streckte ihre Hand, die kindliche, herüber in seine Welt und zeigte ihm den Bruder. Kam nicht das Reinste immer aus der Hand der Kinder? Eine Unruhe erfaßte ihn, wie er sie nie gekannt, seit er im Dienste des Heiligen stand. Von dumpfen Ahnungen getrieben, brach er auf, um Lukas zu suchen.

Diese Einheit, so hieß es, hätte die großen Sprengungen an der Straße nach Spoleto durchgeführt. Er möge dort fragen. —

Er eilte sofort hin.

„Ihr könnt hier nicht weiter, Pater", rief der Soldat, der seine Ausweise prüfte, „die Straße ist vermint!"

„Ich fürchte mich nicht. Ich suche einen Feldwebel Lukas Hellensteiner!"

„Den sucht ihr vergeblich", rief ein anderer da-

zwischen, der eben eine Kiste öffnete, „der ist tot!"

Er sagte das so gleichgültig, als spräche er das Selbstverständlichste damit aus.

„Tot?" Sie sahen, wie der Pater erbleichte. Doch ein dritter, ein Offizier wohl, denn er trug an seiner Windjacke Schulterstücke, wenn auch arg verschmiert, wies den Sprecher zurecht: „Wie können Sie das sagen? Als er von vorne gebracht wurde, lebte er noch!"

Der andere aber zuckte die Achsel. „Das wird auf das gleiche herauskommen!" sagte er in seiner eisigkalten Totenmaske und schraubte die Zünder an die flachen Minenköpfe. —

„Feldwebel Hellensteiner? Das war der mit dem zerschmetterten Bein! Ja, er lebt!" sagte der Arzt am Hauptverbandsplatz und warf die Instrumente klirrend in das kochende Wasser, „genauer gesagt: Er hat noch gelebt, als er von hier nach Spoleto kam!" —

In der Kirche von Spoleto lagen die Verwundeten. Der Bruder blickte über den weiten, nur dürftig erhellten Raum. In langen Reihen, Mann um Mann! Jedem Dritten, Vierten war die Decke über das Antlitz gezogen.

„Die sind tot", sagte der Sanitäter in der gleichen stumpfen Müdigkeit, „wir müssen sie erst begraben. Noch war nicht Zeit!"

Gesicht um Gesicht, von Schmerzen entstellt! Brüder! Brüder!

Und wieder die Decke über dem Antlitz und wieder.

Furchtbar war dieser Gang zwischen Lebenden und Toten, dieser Gang zum Bruder. Aller Kraft, die in ihm war, bedurfte er in dieser Stunde.

„Hellensteiner, Feldwebel!" las er, mit Kreide flüchtig an die Tafel geschrieben.

Gott im Himmel!

Lukas?

Nie hätte er in diesem bleichen, hohlwangigen Antlitz das dem Tode näher als dem Leben war, den Bruder erkannt. Die Augen waren geschlossen. Die Lider schimmerten wie Wachs, so durchsichtig, ganz ohne Blut, fahl und eingefallen waren die Wangen. Hart traten die Knochen des Schädels hervor.

Er kniete an der Bahre nieder, auf der Lukas lag, und begann zu beten. Sein Leben, wie gerne hätte er es hingegeben, wenn Gott nur den Bruder erhielt.

Lange währte es, bis der Verwundete die Augen aufschlug. Er blickte ihm fremd und feindselig in das Gesicht.

„Ich habe nach keinem Geistlichen gerufen!" sagte er. Und als der eine, betend, schwieg: „Was wollen Sie bei mir?"

Doch plötzlich weiteten sich seine Augen. Zweifelnd blickte er, und erschauernd erkannte er den Knienden.

„Ist es möglich? Du? Christoph?"

Fiebernd blickte er dem Bruder in die Augen.

„Ich brauche nichts von dir!" sagte er dann und schloß die Augen in hartem Trotz.

Eine Schwester kam, zog die schwarzen Tücher vor die hohen Fenster und zündete einige Kerzen an.

„Wir müssen achtsam sein", flüsterte sie, „es können Flieger kommen!"

In dieser Stunde begann Lukas zu sprechen:

„Unsinn, die Straße zu verminen, ehe die Brükke gesprengt war. Weiß der Teufel, wer diesmal die Sprengzeiten in den Battaillonsbefehl gesetzt hat! Also klar: 6 Uhr 25 fliegt die Brücke. Ich melde: Alles bereit! Wir sprengen elektrisch, verstehst du? An sich die einfachste Sache, die sich denken läßt. Also, hier ist der Befehlstand", er tastete über die Decke, „und hier die Brücke. So lief der Draht. Richtig! 6 Uhr 25 Druck auf den Schaltknopf! Die Brücke fliegt. Gut. Ich eile vor, um zu sehen, ob wir, wie geplant, alle drei Pfeiler geköpft haben. Ich sehe die Pfeiler eins, zwei, den Pfeiler drei. Da, als ich nähertrete . . . Verfluchte Schweinerei!"

Das Sprechen hatte ihn angestrengt. Er legte sich wieder auf die Bahre zurück und schwieg.

Der Blick seiner Augen wurde ruhiger. Prüfend sah er an Christoph auf und nieder. Sein Mund verzog sich ein wenig.

„Die Uniform paßt dir nicht schlecht!" sagte er, „wie kommst du dazu?"

Er erwartete wohl keine Antwort darauf, denn er fuhr sogleich fort:

„Übrigens, wie hast du erfahren, daß ich hier liege?"

„Nelda schrieb mir deine Feldpostnummer!"

Er nickte: „Nelda, so. Die Kleine, ja! Unsere Schwester, wie seltsam ist das alles!" Dann fuhr er fort: „Nun weißt du, Christoph, wie es war. Soll man nicht verzweifeln? Polen, Frankreich, den Osten, Mitte, Rostow, Kaukasus und wieder Mitte. Und hier, in diesem lächerlichen Italien, hier — und nur durch einen Blödsinn, eine Schlamperei! Ich kann nicht einmal sagen, ich bin verwundet! Militärisch gesehen, bin ich völlig intakt — nur daß mir ein Bein fehlt! Ein Unfall, wird man sagen!"

„Und nun, Christoph, geh und laß mich sterben, die Welt und alles, was damit zusammenhängt, interessiert mich nicht mehr."

Wie sicher hatte sich Christoph gefühlt! Die strenge Zucht des Ordens war ihm eine vertraute Form geworden. Sie hatte ihm das Leben aufgetan. Er glaubte an seine Sendung.

Erst an der Bahre des Bruders, vor der furchtbaren Leere dieses Herzens, das ausgebrannt war vom Kriege, hatte er die Grenzen seines Auftrages empfunden. Erst der eigene Bruder war es, der ihn lehrte, die harte Wirklichkeit zu sehen.

Als Christoph am andern Tage wieder an seine Bahre trat, war Lukas aufgeräumter als tags zuvor. Er schlug die Decke zurück. Christoph sah, daß das linke Bein oberhalb des Knies fehlte.

„Es war wirklich nichts mehr zu reparieren daran. Ja, auch das Knie war hin. Weißt du, das Knie ist die beste Konstruktion, die es am Menschen gibt!" Er schloß die Hände wie zwei Schalen zusammen und bewegte sie leicht gegeneinander. „Nur wie alle wirklich großartigen Kon-

struktionen zu empfindlich! Und vor allem, wenn einmal etwas daran futsch ist, kann man das Ganze zum Teufel hauen. Man müßte statt des Knies etwas Einfacheres konstruieren. Es braucht ja nicht gerade alles so großartig zu spielen wie ein richtiges Knie. Vor und zurück, links und rechts, das müßte genügen! Ich muß mir das überlegen."

Er streckte sich wieder auf die Bahre hin. Doch dann kam die öde Stumpfheit, die in allem war, wieder über ihn: „Ach was! Morgen ziehen sie mir die Decke über die Nase! Dann ist es vorbei. Auch gut!"

Am anderen Abend sprach Lukas das Wort: „Wir werden diesen Krieg verlieren, Christoph!"

„Den Krieg verlieren alle, die ihn wollten! Wer Wind säet, wird Sturm ernten."

„Du hast noch immer diese dunklen Worte. Nun, jetzt, in deinem —" er zögerte, „deinem neuen Beruf kannst du sie ja brauchen. Wie heißt das eigentlich, was du bist?"

„‚Fratres minores' oder ‚Minderbrüder'."

„Also Franziskaner!" Wieder der heimliche Spott um den Mund. „Na gut! Dem Kriege bist du jedenfalls damit entronnen. Um darauf zurückzukommen: Wenn dieser Krieg verlorengeht, bleibe ich nicht übrig. Ich meine, für den Fall, das ich nicht hier schon . . ."

Er sah Christoph durchdringend an.

„Was siehst du mich so an? Meinst du, daß es noch einen Sinn hätte, zu leben? Als ein Krüppel, der allen im Wege steht? Pfui Teufel! Ich danke dafür. Wer kann es mir verwehren, wenn ich diesen erbärmlichen Rest, der von mir noch übriggeblieben ist, zum andern werfe?"

„Lächerliche Phrase! Leben! Ein Leben nur um des Lebens willen ist sinnlos."

„Ich bin dem Tode nicht ausgewichen, Lukas. Ich fürchte ihn nicht. Auch ich hatte Stunden, in denen es mir hundertmal begehrenswerter erschien, den Tod zu suchen, als in diesem Leben zu bleiben. Trotzdem: Was ist zu Ende, wenn dieser Krieg zu Ende ist? Das Leben etwa? Das Volk? Die Menschen? Beginnt nicht dann erst das Größere: Dieses gemarterte, geschändete, gequälte Leben wieder aus der Tiefe emporzuheben?"

„Schöne Worte. Im übrigen: Du mußt wohl so reden. Du bist ja deinem Orden gehorsam schuldig."

„Nicht deshalb sage ich dies. Gewiß: Ich diene der Armut. Sieh meine Kutte hier! Wie viele Menschen haben nicht einmal mehr soviel zu eigen! Wir sind ein einziger Orden der Armut geworden."

Lukas hörte ihm mißtrauisch zu.

„Predigen hast du immer gekonnt", sagte er.

„Je mehr der Mensch an äußeren Gut verloren hat, desto tiefer muß er den Wert des inneren Besitzes erkennen. Durch diesen Krieg ist der Mensch allem Menschlichen entfremdet worden. Nicht nur der äußere, mehr noch der innere Mensch ist zerstört. Trotzdem: Gott ist noch in der Welt . . ."

„Wie sagst du da, Christoph? Wiederhole es nochmals!"

„Ja, Lukas: Gott ist noch in der Welt."

Lukas schwieg lange.

„Ich möchte glauben können wie du!" sagte er schließlich.

Es war das Letzte, was sie sprachen.

Als Christoph am anderen Tage wiederkam, war die Bahre leer. Er erfuhr, daß man Lukas in das Lazarett nach Verona überführt hatte.

XXXV

Was war geschehen? Der Tod, des gewaltigen Mordens müde, hatte gewechselt, eine andere Gestalt gewählt.

„Der Krieg geht zu Ende."

So stand es überall zu lesen. So sagten auch die Menschen. Doch sie schüttelten dabei ungläubig den Kopf.

Und die Qual dauerte nicht mehr lange.

Der Krieg war eines Tages wirklich zu Ende.

Nun konnte der Tod bequemer, unauffälliger sein Werk vollenden. Er sprang nicht mehr des Nachts aus dem zuckenden Himmel nieder, nicht durch ein Tun, durch ein Nichttun vielmehr suchte er an sein Ziel zu kommen, dadurch, daß Äcker unbestellt blieben, daß Züge nicht mehr verladen wurden, Güter nicht verteilt. In der sanft schleichenden, kalten Gestalt des Hungers trat er unter sie. Kein Schreien der gefolterten Kreatur mehr, keine blutenden Wunden, kein Lärm, keine Schlachten, keine Bomben, kein Aufwand. Es geschah nur etwas nicht, und Tausende und aber Tausende verlöschten still und unbemerkt.

Härter noch als durch die mordenden Waffen wühlte der Hunger das Letzte im Menschen auf. Roheste Gier, ungezügelte Triebe, abgründige Bosheit! Doch daneben edelste Gesinnung, tiefste Menschlichkeit. —

Furchtbare Zweifel quälten den Bruder, den die Menschen den Fröhlichen nennen. Im Traume sah er das spöttische Lächeln seines Bruders wieder, fühlte dessen trotzigen Unglauben. Er sah jenen leeren, allem Menschlichen entwöhnten Blick des Mannes, der aus dem Kriege kam . . .

Auf dem Boden seiner Zelle kniete er und hielt Zwiesprache mit Gott.

„Hilf mir, o Herr, zu zeigen, daß noch ein Gutes ist im Menschen, selbst in jenen, die Du am schwersten geschlagen hast."

Als er durch eine von Bomben zerschlagene Stadt ging, sah er Kinder, wie man sie in den Trümmern aufgelesen hatte — die Mütter von Bomben zerrissen, die Väter irgendwo im Kriege verschollen —, Kinder ohne Namen, ohne Heimat, Kinder, die doch wieder glücklich lachten, wenn sie Brot und warme Suppe bekamen, Kinder, die, welch ein Glück, vergessen konnten, was geschehen war: Sie gaben ihm Trost und Kraft.

(Fortsetzung folgt)

Bursen für Priesterstudenten

Ein gottgesegnetes, gnadenreiches Osterfest wünschen wir allen unseren Freunden der Bursen für Priesterstudenten. Schaut man zurück, in alten Ausgaben des Marienboten blätternd, dann sieht man so manchen Namen schon seit über zehn Jahren auf dieser Seite verzeichnet. In aller Treue haben viele unserer Leser die hier verzeichneten Sammlungen unterstützt. Wir wollen uns auch dankbar zeigen: Am St. Markustag, am Freitag den 25. April, werden wir für alle Freunde unserer Priesterstudentenbursen eine heilige Messe feiern. Wir werden Gott bitten, Sie alle reichlichst zu segnen. Vergessen Sie bitte nicht: Am 25. April wird eine hl. Messe für Sie geopfert werden!



U. L. F. vom Guten Rat Burse

Bisher eingenommen	$242.00
Anton Dombowsky, Claybank, Sask.	5.00
Mrs. M. Selinger, Fox Valley, Sask.	5.00
Ein Freund, Englefeld, Sask.	3.00
D. J. Murphy, Regina, Sask.	10.00
Mr. & Mrs. R. Ehman, Regina, Sask.	7.00
Miss K. Ehman, Regina, Sask.	20.00
	$292.00

St. Karl Burse

Bisher eingenommen	$1,656.87

Fatima Burse

Bisher eingenommen	$6,919.76
Mrs. Martin Gerlinsky, Luseland, Sask.	1.00
Mrs. Martin Nagel, Claybank, Sask.	3.00
Joseph Angele, Kerrobert, Sask.	5.00
Anton Binder, Vancouver, B. C.	10.00
Mr. & Mrs. A. Iwanow, Salvador, Sask.	10.00
Mrs. John Ries, Provost, Alta.	1.00
M. W., Regina, Sask.	1.00
Jos. Weber, St. Gregor, Sask.	1.00
Anton Wegman, St. Gregor, Sask.	5.00
	$6,956.76

Bitte senden Sie Ihre Gaben **The Marian Press** Box 249, Battleford, Sask.

Bücherbesprechungen

J. P. Michael **Unser Leben für die Brüder,** Herder Ver lag,, Oktav, 276 Seiten, geb. in Leinen, 11.00 DM.

J. P. Michael, ein Mitarbeiter der Herderkorrespondenz, gibt uns in diesem Buche zeitgemäße Betrachtungen über das Wort Gottes in der Sonntagsliturgie. Betrachtungen, die aus betendem Erwägen in die tägliche Übung der Liebe, des Dienstes am Bruder, führen. Ihr Hauptthema ist die Entscheidung, vor die die Christen aller Zeit gestellt sind: Gott oder die Welt. Was uns an diesem Buche ganz besonders freut, ist die praktische Deutung des Wortes Gottes, das uns Sonntag für Sonntag durch die Liturgie gegeben wird. Jede Auslegung des Wortes ruft auf zur Tat. Hier atmet betendes und zur Tat drängendes Christentum.

Edwin Schweizer **Wer spielt die Orgel von Sao Paulo?** Herder Verlag, Erlebnisse einer Brasilienreise. Oktav, 208 Seiten, geb. in Leinen, 7.80DM.

Der Verfasser, Pfarrer in einem kleinen Schwarzwaldstädtchen, hat eine so wache, unvoreingenommene und originelle Weise zu sehen und zu erleben, daß sein Bericht unwillkürlich fesselt, weil er ganz aus dem gewohnten Rahmen anderer Reiseschilderungen herausfällt. Schweizer ist ein hervorragender Beobachter, ob es sich um die nach Arbeitsschluß wartende Riesenschlange von Menschen in den Straßen von Rio handelt, um eine Schenke am Rande der Wildniss, um den Existenzkampf der Einwanderer oder um Zauberei und Geisterglaube, die auch im Brasilien des 20. Jahrhunderts noch nicht vergessen sind; um den Kaffee, das „grüne Gold" des Landes oder um ein letztes Inianerreservat, das kein Weißer betreten darf. Überall sieht der Autor das Neue — und überall sieht er Gott, den er, wie man merkt, liebt vom Schwarzwald bis hinüber nach Brasilien und noch viel mehr. Was uns an diesem Buche ganz besonders freut, ist das reife Beurteilen des Schreibers aller Dinge, die ihm in der „neuen Welt" nun wirklich neu sind. Er mißt nicht nach dem Maßstab kleiner, enger Schwarzwaldgassen, er vergleicht nicht die Dinge, die er sieht, mit Jenem, das er bisher gewohnt war: Er sieht, daß die Welt groß ist, und daß auch „das Andere" seine Werte hat. Etwas, das vielen unserer Neueinwanderer gute, und zu gleicher Zeit auch höchst angenehme Schule sein dürfte.

Ottilie Mosshamer **Das Hausbuch der Geschichten** Mit Illustrationen von Wilhelm Neufeld. Großoktav, 470 Seiten, geb. in Leinen, 14.80DM. Herder Verlag.

Es enthält beinahe 100 Geschichten verschiedensten Charakters von vielen Autoren aus alter und neuer Zeit. Das ganze Buch ist um eine „Mitte" gruppiert: um die „geistige Mitte im Haus, von dem das Leben seinen Ausgang nimmt." Es erzählen die Geschichten vom Haus, von der Tür, von den Menschen im Hause, vom Herrgottswinkel, vom Tisch, vom Bett, Fenster, Herd, Spiegel an der Wand, Speicherkammer und von der Bank vor dem Hause. Diese Geschichtensammlung kennt keine Altersgrenze, denn sie umfaßt das ganze Leben. Für die persönliche besinnliche Pause, für den Familientisch, für Unterricht und Gruppenabende ist sie eine beinahe unerschöpfliche Fundgrube.